



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

**China in ethischer, industrieller und politischer
Beziehung**

Brandt, Max von

Berlin, 1898

[urn:nbn:de:gbv:46:1-15432](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:46:1-15432)

2/

China

in ethischer, industrieller und politischer Beziehung.

Zwei Vorträge

von

von Brandt, ✓

Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Deutscher Gesandte a. D.

Die Versammlungen fanden statt am **8. Dezember 1896** im grossen Saale des **Kaiserhofes** und am **14. Januar 1897** im grossen Saale des **Hotel Saxonía**.

Se. Durchlaucht der Prinz von Arenberg eröffnete als Vorsitzender die Versammlungen, und teilte darauf der Schriftführer Herr *Selberg* zunächst die Namen der neu hinzutretenden Mitglieder, wie folgt, mit:

am 8. Dezember 1896:

Nieber, Major u. Kommandeur der Luftschiffer-Abt. — *Treusch v. Buttlar*, Dr. phil. — *Frhr. von der Goltz*, Hauptm. — *Hugo Raussendorf*, Rentier. — *von Asseburg*, Rittmeister. — *Dr. Hirschwald*, Professor an der Polytechnischen Hochschule (Charlottenburg). — *Büsing*, Prof. a. d. Techn. Hochschule (Friedenau). — *von Lignitz*, Exc., General d. Inf. — *von Kehler*, Legationsrat a. D. — *Götting*, Amtsgerichtsrat.

4*

— *A. von Stosch*, Subdirektor. — *Dr. K. Kretschmer*, Privatdozent a. d. Universität. — *Dr. Vogel*, Geologe. — *Louis Ravené*, Kaufm. — *Heineke*, Dr. jur. (Charlottenburg). — *Marschner*, Sec.-Lt. im Pionier-Bat. No. 2. — *Theodor Koehn*, Stadtbaurat a. D. — *Kleinwächter*, Zolldirektor a. D. — *Dühnhardt*, Capitain-Lieutenant. — *Dr. Oscar v. Schab*, Kais. Marinestabsarzt. — *C. L. F. Fleck Söhne*, Maschinenfabrik. — *Graf E. von Wedel*, Exc., Ober-Stallmeister Sr. Majestät des Kaisers. — *Günther*, Geh. Ober-Regierungsrat. — *Felix Katz*, Kaufm. — *Curt von François*, Major a. D. — *Richard Bong*, Verlagsbuchhändler. — *Dr. Scheller*, Kaiserl. Regierungsassessor. — *A. Harsetm*, Wirkl. Geh. Kriegsrat. — *Dr. Frhr. von Canstein*. — *Dr. Rob. Koch*, Geheimer Medizinalrat, Professor. — *Frau Gräfin v. Monts*, Exc. — *W. v. Richter*, Geheimer Justizrat. — *Krause*, Professor. — *Hoffmann*, Verlagsbuchhändler. — *Schimmelpfeng*, Auskunftei. — *Dr. Günther Maas*, Geologe. — *Friedenthal*, Kommerzienrat. — *Sunkel*, Hauptmann z. D. — *v. Hofmann*, Exc., Staatsminister. — *Carl Ströhler*, Eisenbahn-Direktor. — *Ernst Tappenbeck*, Landwirt (Friedenau). — *Ernst Ohlmer*, Kaiserl. chin. Seezolldirektor (Lappo Macao).

am 14. Januar 1897:

Redlich, Redakteur (Friedenau). — *Georg Dietrich*, Kaufm. — *Aschrott*, Landrichter. — *von Winckler*, Exc., Kaiserlicher Gesandter (Dresden). — *Frhr. v. Ledebur*, Sec.-Lt. im 2. Garde-Inf.-Reg. z. F. — *Dr. Strecker*, Chef-Redakteur. — *Th. H. Pantenius*, Chef-Redakteur. — *von Bruchhausen*, Sec.-Lt. im Reitenden Feldjäger-Corps. — *Dr. Beerwald*. — *Mac Lean of Coll*, Direktor. — *Dr. phil. Friedrich Rigler*. — *A. Dageförde*, Lehrer. — *Schrey*, Kaiserl. Regierungsrat. — *Fritz Zöller*, Fabrikbesitzer. — *Dr. Meyer Pellegrini*. — *Lewald*, Kaiserl. Regierungsrat. — *P. v. Richter*, Kaufm. — *Usambara Kaffeebau-Gesellschaft*. — *Goldschmidt*, Referendar. — *Wentzel*, Korvetten-Kapitän. — *Donner*, Exc., Wirklicher Geheimer Rat, Ober-Landforstmeister. — *Louis Kap-herr*, Rentier. — *Carl von Eymern*, Rentier. — *Dr. Schmidlein*, prakt. Arzt. — *Ferdinand Gain*, cand. med. — *Georg Franke*, Professor a. d. Königl. Bergakademie. — *Brandholt*, Fabrikbesitzer. — *von Werdeck*, Rittergutsbesitzer. — *Heydweiller*, Landrat (Altena i. W.). — *C. Kuhn*, Ingenieur. — *Dr. W. Solf*, Assessor im Auswärtigen Amt. — *Wesel*, Städt. Ingenieur. — *Frhr. von Richthofen*, Geh. Regierungsrat und Professor a. d. Universität. — *Tischauer*, Rechtsanwalt und Notar. — *Rösing*, Lt. z. S. — *Busley*, Geheimer Regierungsrat, Professor. — *Arthur Metsdorff*, Kaufm.

Nach Verlesung derselben erhielt Herr *von Brandt* zu seinem Vortrage über „China in ethischer, industrieller und politischer Beziehung“ das Wort:

I.

Meine Damen und Herren!

Es ist im allgemeinen nicht Gebrauch, einem Vortrage eine Vorrede voranzuschicken, ich hoffe aber, dass Sie mir gestatten werden, in diesem Falle eine Ausnahme zu machen. Als ich den Gegenstand des Vortrages wählte, war ich mir der Schwierigkeit wohl bewusst, das, was über denselben gesagt werden kann und gesagt werden muss, in den engen Rahmen eines Vortrages zu fassen; ich bitte Sie daher, etwaige Mängel und Lücken in meinen Ausführungen nicht

dem Gegenstande, sondern nur dem Vortragenden zur Last legen zu wollen.

Die chinesische Kultur ist eine sehr alte; was uns aber ganz besonders an ihr interessieren muss, ist, dass, wo sie uns in historischer Zeit, d. h. ungefähr 1200 Jahre v. Chr., entgegentritt, sie bereits als etwas Fertiges, Ganzes dasteht, von dessen Ursprung wir wenig oder nichts wissen und dessen frühere Entwicklung wir nicht verfolgen können. Vor 3000 Jahren standen die Chinesen, was soziale, politische und ethische Gesichtspunkte anbetrifft, fast auf derselben Stufe, auf der sie heute noch stehen; nicht dass eine Entwicklung überhaupt nicht stattgefunden hätte, aber dieselbe hat sich statt vorwärts im Kreise bewegt und die alten Bahnen, mit einer Ausnahme, auf die ich später zurückzukommen haben werde, nicht verlassen.

Das 12. Jahrhundert v. Chr. war für China ein sehr bedeutungsvolles; die Shang-Dynastie, die seit dem 18. Jahrhundert geherrscht hatte, war durch die der Chau gestürzt worden und damit zugleich ein bedeutsamer Wechsel in der Regierungsform des Reichs eingetreten. Während zur Zeit der Shang das, was wir eine absolute Monarchie nennen würden, geherrscht zu haben scheint, führten die Chau das Feudalsystem ein, indem die ersten Fürsten dieser Dynastie ihren Verwandten, Freunden und Heerführern die einzelnen Teile des Reichs zu Lehn gaben und so eine grosse Zahl Reichsunmittelbarer schufen; mit denselben Folgen, unter denen wir in Deutschland in der Zeit, die wir die „kaiserlose“ nennen, so schwer zu leiden gehabt haben. Auch in China gehorchten die grossen Lehnsträger dem Kaiser nur, so weit derselbe sich mit seiner schwachen Hausmacht Gehorsam erzwingen konnte, sie lagen in fortwährender Fehde untereinander, und in den einzelnen Fürstentümern stritten die grossen Familien sich um Macht und Stellung. In dieser Zeit der politischen Zerrissenheit, des Kampfes aller gegen alle, wurde der erste Mann geboren, der einen bestimmenden Einfluss auf den Geist der Chinesen auszuüben berufen war.

Lao-tsze, der „alte Knabe“, erblickte das Licht der Welt 604 v. Chr.; er trägt seinen Namen davon, dass er angeblich mit einem ganz alten Gesicht zur Welt gekommen sein soll; über seine Geburt bestehen die unsinnigsten Fabeln, die aber auf spätere, buddhistische Einflüsse zurückzuführen sind. Was er lehrte war Einfachheit, Selbstlosigkeit und Rückkehr zu den alten Zeiten, in denen die Menschen keine Wünsche und Begierden hatten und friedlich mit den Tieren des Waldes und Feldes zusammenlebten, in einem Zustande, den wir einen paradiesischen nennen würden. Man solle nicht suchen, sagte er, die Leute klug, sondern einfältig zu machen; sie nicht zu Betrug und Heuchelei anspornen, sondern zu Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit. Die herrlichsten Eigenschaften seien Mitleid, Sparsamkeit und Demut; heute aber strebe alles danach, tapfer zu sein, Geld auszugeben und vorwärts zu kommen.

Seine Lehre zeigt manche Uebereinstimmung mit der alten brahmanischen, nach der nur die gänzliche Zerstörung aller selbstsüchtigen Gefühle und Gedanken die Rückkehr zu Brahma, der Quelle und dem Hafen jeder Seele, ermöglicht; sie ist, wenn man will, gegen das politische Strebertum seiner Zeit gerichtet.

Bald nach Lao-tsze trat in China ein anderer Mann auf, Confucius, dessen Einfluss auf seine Landsleute ein viel nachhaltigerer sein sollte. Auch er verkündete wie Lao-tsze nur, was andere schon vor ihm gelehrt hatten, und schloss sich in allem an die Beispiele und Lehren der alten Weisen an. Als Confucius bei seinem Besuch der Reichshauptstadt in den Palast des Kaisers kam, fand er dort in einem Saale die goldene Bildsäule eines Mannes, dessen Lippen mit drei Nadeln geschlossen waren und auf dessen Rücken sich die Inschrift befand, von der ich die Uebersetzung eines Teils vorlesen will:

„In alten Zeiten sprachen die Leute wenig. Es wäre gut, wenn wir ihnen nachahmten, denn die, die viel sprechen, reden sicherlich manches, das sie besser ungesagt gelassen hätten.“

„Ein Mann soll nur so viel arbeiten, als er für seine Bedürfnisse braucht, denn wer über seine Kräfte hinaus arbeitet, der vermehrt nur seine Sorgen und Enttäuschungen. Selbst in seinen Anstrengungen soll ein Mann Maass halten.“

„Hüte dich, das zu thun, was du früher oder später bereuen könntest, gethan zu haben.“

„Zögere nie, ein Uebel zu bessern, selbst wenn es klein erscheint, denn, obgleich es zu Anfang klein erscheinen mag, kann es doch wachsen, bis es dich erdrückt.“

„Hüte deine Worte wie deine Thaten und lass dich nicht gehen, zu glauben, dass, weil du allein seist, dich niemand sehe oder höre, denn die Geister sind überall.“

„Ein Haus kann durch ein glimmendes Feuer zerstört werden, während eine helle Flamme sichtbar gewesen wäre und leicht ausgelöscht worden sein würde; ein Strom wird durch das Wasser vieler Bäche gebildet; ein Strick ist so stark, dass er nicht zerrissen werden kann, weil er aus der Vereinigung vieler Fäden besteht.“

„Aus dem Munde eines Mannes können scharfe Pfeile hervorgehen, die verwunden, und feurige Brände, die verzehren! Hüte dich wohl, dass nichts derartiges aus deinem Munde hervorgehe zum Schaden anderer.“

„Glaube nicht, dass, weil du stark bist, du Gefahren trotzen kannst, ohne Gefahr zu laufen; kein Mensch ist so stark, dass er nicht einen stärkeren finden könne, der ihn zu Boden würfe.“

„Die grosse Menge und die gewöhnlichen Leute haben wenig Voraussicht und wissen nicht, wie sie mit dem Unbekannten umgehen sollen, sie können nur der Führung anderer folgen. Darum, wenn sie sich häufig unter der Leitung derjenigen befinden, die umsichtig, tugendhaft, erleuchtet und wohlherzogen sind, werden sie, ohne es selbst zu fühlen, dahin gebracht werden, ihnen nachzuahmen, und so auch ihrerseits Beispiele für andere zu werden.“

„Mein Mund ist geschlossen, ich kann nicht sprechen; ich kann Eure Zweifel nicht lösen und ich habe nichts zu

fragen. Obgleich das, was ich lehre, ein Rätsel scheint, ist es doch wahr; ich stehe hoch über Euch und doch kann mir Niemand schaden. Welcher Sterbliche kann das von sich sagen?“

„Vergesst nie, dass der Himmel keine Günstlinge hat, sondern alle mit gleicher Unparteilichkeit behandelt.“

„Wie voll auch immer das Meer sein mag, so fahren die Ströme doch fort, ihre Wasser in dasselbe zu ergiessen, ohne dass sie es zum Ueberfliessen bringen.“

„Denkt über das nach, was ich gesagt habe, und überlegt es gründlich, und ich werde nicht umsonst gesprochen haben.“

Als Confucius dies gelesen hatte, wendete er sich zu seinen Schülern und sagte: „Wir haben hier in wenigen Worten, was dem Menschen zu wissen am nützlichsten ist, und ich bin überzeugt, dass der, welcher diese Worte zu Herzen nimmt und sie befolgt, nicht weit von der Vollkommenheit sein wird, der nachzustreben unsere hauptsächlichste Pflicht ist.“

Wie die vorconfucianische Philosophie eine Weltweisheit war, wie Sie aus dieser Probe entnehmen können, so ist es auch die Lehre des Confucius selbst, d. h. sie beschäftigt sich mit dem, was der Mensch im Leben zu thun hat, um seine Stelle auszufüllen. Confucius geht über das hinaus, was die alten Griechen als Grundregel aufgestellt hatten. Statt „Erkenne dich selbst“ sagt er „bessere dich“. Wer sich bessert, der kann sich selbst beherrschen, wer sich beherrscht, kann seine Familie beherrschen, wer seine Familie beherrscht, kann den Staat beherrschen, wer den Staat beherrscht, kann das Reich beherrschen. Ebenso ist es mit den Beziehungen der Menschen untereinander. Confucius stellt die Regeln auf, die noch heute für das ganze chinesische Leben maassgebend sind, für die Beziehungen zwischen Fürsten und Ministern, d. h. Beamten, zwischen Vater und Sohn, älterem und jüngerem Bruder, Mann und Frau und zwischen Freunden. Seine Lehren sind es daher, auf denen

das Zusammenleben der chinesischen Familie beruht, das Wichtigste in China, denn auf ihr sind die Regierung und das ganze Reich aufgebaut.

Wie die Chinesen über Confucius dachten, geht aus einer Art Hymnus hervor, der sich in dem Werke eines seiner Schüler „die unveränderliche Mitte“ findet.

„Allumfassend“, heisst es in demselben, „und weit ist Er; tief und thätig wie eine Quelle; zur rechten Zeit seine Tugenden offenbarend.“

„Allumfassend und weit ist Er wie der Himmel; tief und thätig wie eine Quelle ist Er unergründlich wie der Abgrund; man sieht Ihn und alle verehren Ihn, Er spricht und alle glauben Ihm, Er handelt, und allen gefällt Sein Thun.“

„Darum reicht Sein Ruhm über das Reich der Mitte bis zu den fernsten Barbaren; so weit Wagen und Schiffe gelangen, so weit die Thätigkeit des Menschen reicht, so weit der Himmel sich wölbt und die Erde trägt, so weit Sonne und Mond scheinen und Frost und Thau fallen, so weit verehrt Ihn alles, was Blut und Odem hat. Darum heisst es: Er ist wie der Himmel.“

Selten wohl ist von einem Menschen in dieser Weise gesprochen worden. Und doch ist diese Auffassung bei den Chinesen noch heute die gültige. Noch heute werden ihm im ganzen Reiche Opfer gebracht, noch heute wirft sich der Kaiser vor dem Altar nieder, auf dem die Tafel mit dem Namen des Weisen steht, und berührt neun Mal mit dem Kopfe den Boden.

An den Stätten in Shantung, wo Confucius gelebt und gelehrt hat, wo er gestorben und begraben ist, wirken heute deutsche katholische Missionare aus dem Hause Steyl unter deutschem Schutz und mit deutscher Hilfe. Die den Missionaren zugefallene Aufgabe, an der Stelle, wo die Erinnerungen an Chinas grossen Lehrer die kräftigsten sind, das Christentum zu verkünden, ist eine ganz besonders schwierige; aber sie haben bis jetzt gute Erfolge aufzu-

weisen gehabt, die sich hoffentlich mehren und wachsen werden.

In der chinesischen Litteratur wird erzählt, freilich erst von einem Geschichtsschreiber, der 400 Jahre nach dem Tode des Confucius geschrieben hat und als stark von Lao-tsze's Lehren beeinflusst erscheint, dass Lao-tsze und Confucius eine Begegnung miteinander gehabt hätten. Aus dem Disput soll Lao-tsze als Sieger hervorgegangen sein. Er wirft Confucius vor, dass er in überflüssiger Weise alte Zeremonien und Regeln hervorsuche. Badet sich denn die Taube den ganzen Tag, sagt Lao-tsze, um weiss zu sein, und streicht sich die Krähe jeden Morgen an, um schwarz zu sein? Der Himmel ist von Natur hoch und die Erde weit. Du kommst mir vor wie ein Mann, der eine Trommel schlägt, während er ein verlorenes Schaf sucht.

Der Antagonismus zwischen den Lehren des Lao-tsze und des Confucius — doch ich will zuerst erklären, was Confucius bedeutet. Es ist die von den alten Missionaren lateinisierte chinesische Bezeichnung Kung fu tsze, Kung ist der Vatersname, fu ist die Bezeichnung eines hohen Beamten und tsze heisst Lehrer, also der hohe Beamte, der Lehrer Kung. Der Antagonismus zwischen den Lehren der beiden Männer, d. h. zwischen beschaulichem sich Abwenden von den praktischen Aufgaben des Lebens und dem thätigen Eingreifen in dieselben, machte sich unter ihren Schülern noch schärfer geltend. Lao-tsze hatte nur ein einziges kleines Büchelchen hinterlassen, das Tao teh king, d. h. das Buch des Weges und der Tugend. Vom Tao hat seine Lehre ihren Namen, Taoismus, erhalten, wie seine Anhänger Taoisten heissen. Ueber die Bedeutung des Tao ist viel gestritten worden, es bedeutet eigentlich den Weg, dann aber auch die Art und Weise, den Weg zu gehen, und schliesslich das dieser Art und Weise wie allem zu Grunde liegende Prinzip. Es ist vielfach mit dem Logos der Neuplatoniker verglichen worden, und eine Aehnlichkeit besteht in der That insofern, als auch dieses Wort in ähnlichem Sinne

sehr verschieden gedeutet werden kann und gedeutet worden ist.

Bei den Streitigkeiten zwischen den Anhängern der beiden Schulen erwiesen sich die Taoisten vielfach als die gewandteren Dialektiker. Der bedeutendste unter ihnen war wohl Chwang-tsze, ungefähr 330 v. Chr., ein äusserst origineller Denker, dem aber auch eine gewisse Geistesverwandtschaft mit brahmanischen Anschauungen nicht abzusprechen ist. Eines Tages schief er und träumte, dass er ein Schmetterling sei. Als er wieder erwachte, fragte er sich: Was bin ich eigentlich? Bin ich der Schmetterling, der ich träumte zu sein, oder wachte ich damals und träume jetzt, Chwang-tsze zu sein? Das ist die brahmanische Lehre, dass alles immateriell sei und nur in der Einbildungskraft des Menschen bestehe. Seine Auffassung vom Leben und Tode, die er häufig in der Form von Parabeln niedergelegt hat, ist höchst interessant.

„Einer war sehr krank“, so erzählt er, „und lag keuchend und stöhnend auf seinem Bette; sein Weib und seine Kinder standen jammernd um ihn herum. Da kam ein Freund und schickte die Weinenden fort, damit sie den Sterbenden nicht störten. Als sie allein waren, sprach er zu dem Kranken: Wie wunderbar sind die Geheimnisse der Schöpfung; wer kann sagen, was dir bevorsteht und als was du wiedergeboren werden wirst. Ein Sohn, erwiderte der Sterbende, ist stets den Befehlen seiner Eltern gehorsam; wohin sie ihn auch schicken mögen, dahin geht er. Die Beziehungen der Menschen zu den beiden Elementen (dem männlichen und weiblichen, yin und yang) unterscheiden sich wenig von denen eines Sohnes zu seinen Eltern. Wenn es bestimmt ist, dass ich sterben soll und ich würde diesem Befehl ein taubes Ohr leihen, würde das nicht von meiner Seite Ueberhebung und Ungehorsam sein, während den Himmel keine Schuld treffen würde? Diese grosse Welt hat mich auf ihrer Oberfläche getragen; jung habe ich emsig gearbeitet, im Alter erfreute ich mich der Ruhe und Bequemlichkeit; wenn die Zeit

kommt, zu sterben, werde ich ganz von meinen Mühen ausruhen. So bin ich glücklich im Leben und glücklich im Tode. Wir haben hier in der Nähe einen berühmten Erzgiesser. Wenn das geschmolzene Metall im Tiegel sagte, ich will ein Schwert werden, würde der Giesser da nicht denken, dass etwas mit dem Metall nicht richtig sein müsse! Und wenn ein Embryo ausrufen wollte, ich bin ein Mann, ich bin ein Mann, würde da der Schöpfer nicht denken wie der Giesser? Wenn Himmel und Erde für einen grossen Schmelztiegel angesehen werden und der Schöpfungsprozess mit dem Schmelzen des Metalls verglichen wird, welches ist wohl der Platz, zu dem ich nicht zu gehen haben könnte?“

Wie alle seine Glaubensgenossen, wenn man diesen Ausdruck für die Anhänger einer Morallehre gebrauchen kann, hatte Chwang-tsze die grösste Abneigung, sich mit den politischen Geschäften des Tages zu befassen. Als er vom Kaiser den Befehl erhielt, sich in die Residenz zu begeben und dort ein Amt zu übernehmen, sagte er dem Boten: „Hast du schon einen von den Ochsen gesehen, die für das Opfer bereit gestellt werden? Sie sind mit schönen Decken geschmückt und werden mit feinem Gras und Korn gefüttert, aber wenn es zum Altare geht, ist wohl keiner unter ihnen, der nicht wünschte, ein kleines, armes Rind auf dem Felde zu sein. Ich bin für kein Amt zu haben.“

Als es mit ihm selbst zum Sterben ging und seine Schüler ihn fragten, wie es mit seinem Begräbnis gehalten werden solle, erwiderte er: „Werft mich aufs Feld. Dann habe ich den Himmel als Sarkophag, Sonne und Mond als die Insignien meiner Würde, die Sterne als Kleinodien (die den Toten mitgegeben werden) und die ganze Schöpfung als Leidtragende. Was wollt ihr da noch hinzuthun?“ Aber die Vögel des Himmels werden dich fressen, wendeten seine Schüler ein. „Oben die Vögel und unten die Würmer“, antwortete er; „wenn ihr den einen etwas raubt, um es den andern zu geben, liegt darin eine Ungerechtigkeit?“

Es würde aber falsch sein, aus dieser hohen geistigen Entwicklung einzelner Individuen und Klassen darauf schliessen zu wollen, dass die Zeiten, in denen diese Menschen lebten und lehrten, besonders verfeinerte waren; im Gegenteil, es herrschte in ihnen eine Menge Sitten und Gebräuche, die wir als roh und grausam bezeichnen würden. Die Blutrache war gesetzlich anerkannt und zugelassen, und Confucius billigte und lehrte sie. Das lebendig Begraben von Dienern bei den Begräbnissen der Vornehmen war noch vielfach im Gebrauch, und bei den Beerdigungen der Fürsten mussten ihnen oft hunderte und tausende ins Grab folgen. Hexen und Zauberer spielten eine grosse Rolle; sie hatten ihre Stelle in dem Staatskalender der Chau-Dynastie, und bei Prozessionen und Opfern gingen sie mit den höchsten Hofbeamten. — Von Hexenverfolgungen als solchen ist nichts bekannt, wohl aber mussten einzelne für das Nichteintreffen ihrer Voraussagungen oder aus anderen Gründen leiden. Wenn es lange nicht geregnet hatte, so wurde wohl eine Hexe in die Sonne gestellt, bis der Himmel sich ihrer erbarmte. Heute herrscht noch eine ähnliche Sitte auf dem Lande. Wenn anhaltende Dürre oder Regen der Ernte Gefahr zu bringen droht und alle Gebete vergeblich gewesen sind, so werden die thönernen Götterfiguren aus den Dorftempeln genommen und in die Sonne gestellt, auch wohl mit Weidenruten gepeitscht, damit es regne, oder in den Regen, damit derselbe aufhöre. Auf der andern Seite machten sich die Hexen oft die Dummheit der Menschen zu nutze. So wird erzählt, dass, als einmal ein neu ernannter Beamter in seinen Regierungsbezirk gekommen sei, er die Dörfer halb verlassen und überall Zeichen des Verfalls und der Verödung gefunden habe. Auf seine Frage nach den Ursachen dieser Erscheinung wurde ihm geantwortet, dem Grafen (Geist) des Flusses müsse jedes Jahr eine Jungfrau als Braut zugeführt werden, da zögen dann die Hexe des Orts, der Polizeikommissar und die Dorfältesten im Lande herum und suchten nach hübschen

Mädchen; fänden sie eine solche, welche die Tochter reicher Leute sei, so müssten die Eltern eine grosse Summe zahlen, um sie freizukaufen; armen Leuten aber würde die Tochter weggenommen und nach längeren Ceremonien in den Fluss gestürzt. Darum sei die Gegend so verödet, denn alles, was flüchten könne, thäte es. Der Beamte hörte aufmerksam zu und sagte, dass er dem nächsten Hochzeitsfeste des Grafen des Flusses beiwohnen wolle. Als der Tag des Opfers gekommen war, erschien er mit einer Schar Soldaten und nahm auf dem am Ufer des Flusses aufgeschlagenen Gerüst Platz; er liess sich die Braut vorführen und fand, dass sie zwar reich geschmückt, aber weder schön noch besonders gut gewachsen war. Das ist ja eine ganz gewöhnliche Person, sagte er, viel zu schlecht für einen so hohen Herrn wie den Grafen des Flusses; wir werden ihm eine andere besorgen müssen. Die Hexe soll zu ihm gehen und ihm den Grund der Verzögerung erklären, werft sie ins Wasser! Die Soldaten gehorchten seinem Befehl, und alles sass starr vor Entsetzen. Der Mandarin wartete schweigend eine Stunde, dann sagte er: das ist ein dummes Frauenzimmer, die mit ihrer Botschaft nicht fertig werden kann, da müssen wir einen Mann nachschicken, um ihr zu helfen. Werft den Polizeikommissar in den Fluss! So geschah's, und wieder sass alles schweigend und zitternd da. Nach einer weiteren Stunde hob der Beamte den Kopf und sagte: der Kommissar scheint seine Sache auch nicht besonders zu verstehen, schickt ihm die Dorfältesten nach. Als die Soldaten diese ergriffen, begann lautes Heulen und Zähneklappern und alle fielen auf die Knie und baten um Gnade. Da hielt ihnen der Mandarin ihre Dummheit vor, die Dorfältesten mussten die Dienerinnen der alten Hexe, die jungen Hexen, ausstatten und für Männer für sie sorgen, und in Zukunft wurden keine Bräute mehr für den Grafen des Flusses ausgewählt.

Nach dem Tode des Confucius spaltete sich seine Schule in viele Sekten; hunderte von Lehrern zogen im Lande um-

her, wie auch schon Confucius gethan hatte, und suchten Amt und Würden an den Höfen der Fürsten zu erlangen, um ihre Lehren anwenden zu können. So entstand ein Wettkampf zwischen denen, die wir Dozenten der Staatswissenschaft nennen könnten, und den praktischen Staatsmännern, der meistens zum Vorteil der letzteren ausschlug, wie denn auch schon Confucius nur während kurzer Zeit ein Staatsamt hatte bekleiden können, um bald den Intriguen seiner Gegner weichen zu müssen. Seine Lehre drohte zu zerfallen, da erwuchs ihm ein Nachfolger, ein gewaltiger, streitbarer Mann, der den Kampf aufnahm und der Lehre seines Vorgängers und Meisters zum dauernden Siege verhalf. Es war Meng-tsze, der Meister Meng, lateinisiert Mencius (372—289). Die Zeiten waren andere geworden, Gegner der Lehre des Confucius waren überall entstanden, und so war es natürlich, dass bei Mencius die polemische Seite seiner Lehrthätigkeit viel schärfer hervortrat als bei Confucius; ausserdem war seine Natur eine herbere, entschlossener, als die seines Vorgängers. Die Gegner, die er hauptsächlich bekämpfte, waren Yang-chu, der Vertreter des chinesischen Epikuräismus, und Mih-teh (Micius), der der allgemeinen Liebe. Yang-chu sagt: Gestern waren es weise Herrscher und schändliche Räuber, heute sind es modernde Knochen, die kein Mensch unterscheiden kann, darum lasst uns das Leben geniessen und den Tod nicht fürchten. Mih-teh lehrte, dass alles Uebel in der Welt von der mangelnden Liebe zum Nächsten herkomme. Wenn der Dieb seines Nächsten Haus liebte, wie sein eigenes, so würde er es nicht bestehlen, wenn der Räuber die Person seines Opfers liebte, wie seine eigene, so würde er sich nicht an derselben vergreifen; wenn Minister sich untereinander liebten, so würden sie nicht gegeneinander intrigieren und sich bekämpfen, und wenn Fürsten die Staaten ihrer Nachbarn liebten, wie ihre eigenen, so würden sie sie nicht mit Krieg überziehen. Die Schuld aber, dass diese allgemeine Liebe nicht vorhanden sei, treffe den Herrscher; er vermöge es, Leute zu veranlassen, ohne Furcht

dem Tode entgegenzugehen, wie viel leichter müsse es ihm fallen, sie zur allgemeinen Liebe zu bewegen.

Mencius bekämpft die Selbstsucht des einen und die allgemeine Liebe des andern, aber es ist charakteristisch für das chinesische Gefühl und Auffassung, dass er kein anderes und besseres Argument gegen dieselbe finden kann, als dass eine solche Liebe zu allen im Widerspruche zu der Liebe stehe, die der Sohn dem Vater entgegenzubringen verpflichtet sei; deshalb sei die allgemeine Liebe ein Verbrechen gegen die Sohnespflicht.

Viele der Fragen, die uns jahrhundertlang beschäftigt haben und noch heute beschäftigen, hat Mencius zu lösen versucht. So die, ob die Natur des Menschen gut oder schlecht sei, wobei er sich für das erstere entschied. Er glaubt an die Vorausbestimmung, aber nur der Tod im Bett ist dem Menschen vorausbestimmt, nicht der am Galgen und Rad, d. h. das Verbrechen ist eigenes Thun eines jeden und „ein verständiger Mensch stellt sich nicht unter eine fallende Mauer“. Die Lehren der Sozialisten seiner Zeit, nach denen jeder sich von seiner Hände Arbeit nähren solle, auch die Fürsten, Beamten und Lehrer, bekämpft er mit beissendem Spott, aber für die Rechte des Volks tritt er überall scharf und entschlossen ein. In dem Satz „alles für das Volk, alles durch das Volk“ könnte man diesen Teil seiner Lehre zusammenfassen, und es ist erklärlich, dass dieselbe den Machthabern seiner Zeit und der späteren Generationen nicht besonders gefiel. So kam es, dass, während Confucius schon seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. im ganzen Reiche als dem „Vollendeten Weisen“ fast göttliche Ehren erwiesen werden, Mencius bis zum Jahre 1070 warten musste, ehe er als der vierte der hauptsächlichsten Schüler des Confucius einen Platz in dem Tempel der Weisen fand.

Zu den beiden, auf chinesischem Boden gewachsenen Lehren kam im ersten Jahrhundert n. Chr. eine fremde, der Buddhismus aus Indien, zuerst vielleicht auch mehr in der Form einer philosophischen Morallehre als in der einer Religion, aber

wie das oftmals zu geschehen pflegt, entwickelte sich auf der alten Grundlage eine neue Lehre, die wenig mit der ursprünglich von dem Stifter verkündeten gemeinsamen hatte, die aber gerade vielleicht deswegen einen festen Halt im Volk gewann. Am wirksamsten zu diesem Zwecke zeigte sich die Lehre von der Seelenwanderung. Die alte brahmanische Lehre ist, dass die Seele sich die äussere Form, den Körper, selbst schafft, eine schöne Seele einen schönen Körper, eine hässliche Seele einen hässlichen, bis sie endlich von allem Irdischen geläutert zu Brahma zurückkehrt. Die Buddhisten fassen die Seelenwanderung anders auf. Sie waren sich wohl klar darüber, dass der Tod für den Orientalen nicht die Schrecken hat, die er für uns zu haben pflegt; für ihn ist er die Erlösung von den Mühen und Arbeiten des Lebens, nicht das stets über unserm Haupte hängende Schwert. An die Stelle dieser Erlösung die immer wiederkehrende Geburt zu setzen, die nie ruhende Hetze durch eine unbegrenzte Anzahl verschiedener Daseine, hiess, dem Buddhisten das auferlegen, was uns das grausamste aller Schicksale zu sein scheint, das des ewigen Juden der Legende, nur dass dem Buddhisten das Gefühl der Kontinuität, die Kenntnis der früheren Existenz oder Existenzen fehlt. Aber er weiss, dass er ruhelos aus einem Körper in den anderen getrieben wird, bis er endlich, durch seine guten Werke erlöst, zum Nirwana eingeht. Darum ist Nirwana wohl auch nicht Zerstörung oder Auflösung, sondern das, was der Seele in ihrer vieltausendjährigen Existenz gefehlt hat, die Ruhe.

Aber die Chinesen haben auch eine eigene, sehr alte Religion, die ursprünglich wohl ein Monotheismus gewesen zu sein scheint, obgleich für das höchste Wesen zwei Bezeichnungen vorkommen: „Shangti“, Gott, und „Tien“, Himmel. Aber wie wir, ohne einen Unterschied zu machen, Hilf Gott und Hilf der Himmel sagen, so mögen auch die alten Chinesen die Begriffe nicht scharf auseinander gehalten und die späteren Kommentatoren aus der Dualität der Bezeichnung mehr gemacht haben, als ursprünglich darin lag. Der Streit

um die Bedeutung der beiden Namen wird noch heute von den Missionaren fortgesetzt. Die katholische Kirche hat für sich den Namen Tien angenommen; die katholische Lehre heisst also im chinesischen „Tien chu“, die Lehre des Himmels, während die protestantische die ihre die Jesuslehre nennt. Namentlich unter den Missionaren der verschiedenen protestantischen Sekten ist der Streit über den für Gott zu wählenden Namen ein so heftiger geworden, dass die Missionsdruckereien sich weigerten, Bücher zu drucken, in denen ihrer Ueberzeugung nach nichtorthodoxe Bezeichnungen vorkamen. In letzter Zeit haben allerdings ruhigere und verständigere Auffassungen Platz gegriffen.

Die alte Religion der Chinesen, die in Opfern und Gebeten an Shangti, den Himmel, die Sonne, Erde, Mond, Sterne, Berge, Flüsse u. s. w. und eine Menge kanonisierter Persönlichkeiten besteht, ist im vollsten Sinne eine Staatsreligion, deren hoher Priester der Kaiser ist, da er allein persönlich oder durch seine Vertreter die vorgeschriebenen Ceremonien ausüben kann. Es besteht also eine gewisse persönliche Beziehung zwischen dem Kaiser, der das Volk vertritt, und dem höchsten Wesen, eine so persönliche, dass, wenn es sich darum handelt, Nachrichten von wichtigen Staats- oder Familienereignissen an dasselbe gelangen zu lassen, die Mitteilungen auf ein Blatt Papier geschrieben und bei den Opfern verbrannt werden.

Auf ein in diesen Gedanken und Ideen aufgewachsenes Volk musste das Eintreffen der Fremden einen gewaltigen Eindruck machen; nicht in älterer Zeit, wo die Fremden, mit denen die Chinesen in Berührung kamen, zu drei Vierteln Seeräuber und zu einem Viertel Händler waren und ihnen in vielfacher Beziehung näher standen, sondern in neuester, seit Abschluss der sie als Gleichberechtigte anerkennenden Verträge, d. h. seit 1842. Freilich tritt der Chinesen dem Fremden mit einer grossen Ueberhebung und sich aus derselben ergebenden Verachtung entgegen, aber trotzdem mit einer abergläubischen Scheu vor den geheimen Zauberkraften,

die der Fremde besitzen könne. Sieht er einen Fremden den Boden betrachten oder einen Stein zerschlagen, so fragt er: „Wie tief kannst du in die Erde sehen?“ Für die photographischen Apparate und um verborgene Schätze zu finden, werden die ausgerissenen Augen von Kindern gebraucht, und auf diesen Aberglauben ist eine grosse Anzahl der stattgehabten Christenverfolgungen zurückzuführen. Ja, es sind nicht nur die niederen Klassen der Bevölkerung, die solchen Unsinn glauben, sondern von tausend hochgestellten Beamten teilen gewiss 999 diese Ansichten. Man kann sich denken, welchen Schwierigkeiten alle Versuche, solche Leute aufzuklären, begegnen müssen. Als im Jahre 1891 eine katholische Mission geplündert wurde, hatte der Lokalbeamte das Märchen von den ausgerissenen Augen als durch eigene Erfahrung begründet in einer Proklamation an das Volk vorgebracht; ich setzte seine Abberufung durch, aber sechs Wochen später war er wieder auf seinem Posten, und es bedurfte des Einflusses des ganzen diplomatischen Korps, um ihn von dort zu entfernen; heute aber ist er Vize-Präsident eines der hauptstädtischen Ministerien.

Solche Fragen erschweren auch das Eindringen europäischer Kenntnisse und Industrien. Nicht als ob die Chinesen nicht vieles geleistet hätten, was im höchsten Grade bewundernswert ist, und was wir kaum mit denselben Mitteln zu leisten imstande gewesen wären. Hängebrücken, oft mit Drahtseilen, über zweihundert Schritte lang, bestehen seit vielen Jahrhunderten; an den Salzquellen in Szechuen befinden sich Bohrlöcher bis zu 2000 Fuss Tiefe, aus denen mit langen Bambuseilen und fünfzig Fuss hohen Bambuseimern das Wasser geschöpft wird, um ausgekocht zu werden. Das beweist, was die Chinesen leisten können; was sie leisten werden, wenn das Land der Industrie geöffnet wird, lässt sich schwer sagen. Versuche dazu sind allerdings gemacht worden, aber in nur wenig umfangreicher Weise. In und bei Shanghai sind Seidenfilaturen und Baumwollenspinnereien nach europäischer Art eingerichtet worden, aber sie liegen bis jetzt nur in chinesischen Händen.

Im Frieden von Shimonoseki hatten die Japaner in einem besonderen Artikel ausbedungen, in China Fabriken aller Art anlegen zu dürfen; sie hatten aber vergessen, festzusetzen, dass das erforderliche Rohmaterial bei seinem Transport aus dem Innern unbesteuert bleiben solle. Dies machten sich die Chinesen zu nutze und bestanden bei den Verhandlungen über den Handels- und Schiffahrtsvertrag darauf, von dem Rohmaterial eine sehr bedeutende Steuer erheben zu dürfen; nachdem die Verhandlungen sich monatelang hingezogen, haben die Japaner das Nutzlose ihrer Bemühungen eingesehen und den Artikel fallen lassen. Chinesischerseits wird jetzt beabsichtigt, von allen Fabriken alle fünf Jahre eine Lizenzgebühr von 100 Taels, ca. 400 Mark, und von allen angefertigten Waren eine Fabrikationssteuer von 10 % vom Wert zu erheben. Damit fällt für viele Sachen die Möglichkeit der Anfertigung im Lande überhaupt fort.

Wir haben kein Interesse daran, uns eine industrielle Konkurrenz in China grosszuziehen. Es ist ja richtig, dass mit der Entwicklung eines Landes sich auch der Absatz nach demselben zu steigern pflegt, aber doch immer nur insofern, als die Bedürfnisse der Bevölkerung wachsen. Das chinesische Volk ist aber so bedürfnislos, dass diese Seite der Frage für absehbare Zeiten kaum in Betracht kommen dürfte. Wie wir bei dem Hamburger Hafenarbeiterstreik gesehen, erhalten die Arbeiter dort vielfach 4,40 M. täglich; der Tagelohn eines chinesischen Arbeiters derselben Art beträgt durchschnittlich 0,40 M. Das ist ein Unterschied, dem gegenüber der Preisfall des Silbers gar nicht in Betracht kommt. In dem Augenblick, wo sich die Industrie in China frei entfalten kann, würden unsere Fabrikanten vor die schwerwiegende und noch schwerer zu lösende Frage gestellt werden, wie dieser Unterschied in den Löhnen ausgeglichen werden könnte, und auch die Arbeitnehmer würden wohlthun, nicht zu vergessen, welchen verderblichen Einfluss in dem sich dann entwickelnden Konkurrenzkampf Ausstände und ähnliche Erschwerungen der stetigen Thätigkeit haben müssen.

Wichtig für die Förderung des deutschen Handels mit China ist auch die Frage der Subventionierung der Reichsdampferlinie, die jetzt schon seit einer Reihe von Jahren nach Ostasien geht. Die Schifffahrtsverhältnisse entwickeln sich dort jährlich mehr.

Die Gesamtzahl der in chinesischen Häfen erfolgten Ein- und Ausklarierungen fremder Schiffe betrug im Jahre 1882 24 729 mit 17 388 852 t Gehalt, davon von deutschen Schiffen: 1864 mit 882 856 Tonnen, von dänischen 270 mit 126 003 und schwedisch-norwegischen 124 mit 70 245 Tonnen; im Jahre 1891 stellten sich diese Zahlen auf 33 992 Aus- und Einklarierungen mit 27 710 788 t für den Gesamtverkehr, wovon auf deutsche Schiffe 2520 mit 1 911 897 t, auf dänische 264 mit 108 122 und auf schwedisch-norwegische 177 mit 106 383 t kamen.

Im Jahre 1895 betrug der Gesamtverkehr: 37 132 Schiffe mit 29 737 078 Tonnen, darunter der deutsche mit 2684 Schiffen und 2 442 185 Tonnen, der dänische mit 495 Schiffen und 224 096 Tonnen und der schwedisch-norwegische mit 595 Schiffen und 429 485 Tonnen, d. h. während zwischen 1891 und 1895 der deutsche Schiffsverkehr um 164 Schiffe mit 536 288 Tonnen zugenommen hat, zeigen die dänischen und schwedischen Schiffe zusammen eine Zunahme von 649 Schiffen und 439 076 Tonnen. Auch bei den als im Handel zwischen China und dem Auslande beschäftigt bezeichneten Schiffen tritt dieselbe Erscheinung hervor. Bei einer Gesamtzahl von 7618 Ein- und Ausklarierungen mit 71 426 12 Tonnen im Jahre 1893 beträgt die deutsche Beteiligung an derselben 934 Schiffe mit 704 580 Tonnen und die dänische und schwedisch-norwegische zusammen 348 Schiffe mit 196 709, während diese Zahlen 1895 für den Gesamtverkehr auf 8474 Schiffe mit 8 507 107 Tonnen, für den deutschen auf 1070 Schiffe mit 980 382 Tonnen und für den dänischen und schwedisch-norwegischen zusammen auf 633 Schiffe mit 407 381 Tonnen gestiegen sind. Der Erhöhung des allgemeinen Verkehrs seit 1893 um 856 Schiffe

mit 1 364 495 Tonnen steht also eine solche der deutschen Schiffe um 136 mit 275 802 Tonnen und der dänischen und schwedisch-norwegischen Schiffe um 285 mit 200 672 Tonnen gegenüber, ein Beweis, dass noch hinreichender Platz und Gelegenheit auch für die Beteiligung nichtsubventionierter Dampfer vorhanden ist.

Es ist für uns ganz besonders wichtig, nicht hinter den anderen Nationen zurückzubleiben. England, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, die Niederlande und Russland haben subventionierte Dampferlinien, und in nächster Zeit werden solche von Japan nach Odessa und England, vielleicht nach Hamburg gehen. Frankreich und England haben auf ihren Linien vierzehntäglichen Verkehr; wir müssen dasselbe haben, schon aus dem Grunde, weil der Verdienst, den der Kaufmann heute hat, so gering ist, dass er bei monatlichem Verkehr seine Waren nicht 14 Tage lang gegen teures Lagergeld liegen lassen kann. Die Waren müssen baldmöglichst verschifft werden, können und finden sie nicht deutsche Schiffe, so gehen sie auf französische oder englische über; wir haben aber ein Interesse daran, dass sie deutsche benutzen.

Was durch subventionierte Linien geleistet werden kann, mag an zwei Beispielen gezeigt werden. Für Frankreich war bei Weiterführung der Messageries Impériales (jetzt Messageries Maritimes) nach Ostasien und bei Errichtung der Agenturen des Comptoir d'Escompte in China und Japan in erster Linie der Wunsch maassgebend, die französische Seidenindustrie von dem Londoner Seidenmarkte unabhängig zu machen. Im Jahre 1873, wenige Jahre nach Errichtung der französischen Dampferlinie, ging von den beiden grossen Seidenplätzen Chinas, Canton und Hongkong, noch der bei weitem grössere Teil der Seide nach England und zwar: von Canton von 28 762 Pikuls (ca. 60 kg) 8486 direkt nach London, 428 direkt nach dem Kontinent und 11 432 nach Hongkong, von wo aus neun Zehntel nach London verschifft wurden; von Shanghai gingen in demselben Jahre von 57 199 Pikuls 34 829 nach England und 14 188 nach Frankreich. Im Jahre 1875 hatten sich die Verhältnisse be-

reits so geändert, dass von Canton nur noch 3284 Pikuls direkt nach England und die andern 25 633 nach Hongkong gingen, von wo sie zu fast gleichen Teilen nach Frankreich und England verschifft wurden, während von Shanghai die Ausfuhr von Seide nach Frankreich in demselben Jahre bereits 30 888 Pikuls gegen 26 951 nach England betrug. Im Jahre 1895 ging der überwiegend grössere Teil der von Canton nach Hongkong ausgeführten 24 375 Pikuls nach Frankreich und 43 070 Pikuls von Shanghai ebendahin, gegen nur 3389 Pikuls nach London. — Wenn die französische Ausfuhr aus Japan in 1895 2 638 508 Lstr. (gegen England 854 011 Lstr. und Deutschland 361 834 Lstr.) betrug, so ist dies auch nur dem Umstande zuzuschreiben, dass von der, einen Wert von fünf und einer halben Million Pfund darstellenden, Ausfuhr von Rohseide fast der ganze, für Europa bestimmte Teil nach Frankreich, der Rest nach den Vereinigten Staaten gegangen ist.

Aehnlich lagen die Verhältnisse für Russland, obgleich dort der Wunsch, den Verkehr mit seinen Besitzungen am Stillen Ocean russischen Schiffen zu sichern, und damit zusammenhängende politische und militärische Wünsche nicht unwesentlich zur Schaffung der subventionierten Freiwilligen Flotte beigetragen haben mögen.

Im Jahre 1871 gingen von einer Gesamtausfuhr von 1 773 113 P. Thee aus China 1 159 176 nach London und 115 393 nach Russland, davon über Odessa 14 880; ein nicht unerheblicher Teil des russischen Theebedarfs wurde von Königsberg aus gedeckt, das sich wieder in London versorgte. Im Jahre 1895 betrug die Gesamtausfuhr 1 865 680 P., wovon 250 514 nach London und 917 160 nach Russland gingen, von den letzteren 206 903 über Odessa. Der Ausfall für London erklärt sich aus dem starken Verbrauch indischen Thees. In der Zeit von 1888 bis 1896 hat sich der Wert des Verkehrs zwischen Odessa und China von 2 218 841 Taels auf 6 263 498 gesteigert und der zwischen China und der russischen Mandchurei von 883 303 Taels in 1888, auf 2 871 794 in 1895

Der ganze Verkehr wird fast ausschliesslich von den russischen subventionierten Dampfern wahrgenommen.

Ich habe versucht, anzudeuten, was in China bisher geschehen ist und noch geschehen kann; gestatten Sie mir, einige Erinnerungen aus meinen eigenen Erfahrungen hinzuzufügen. Als ich im Jahre 1861 zum erstenmale nach China kam, fand ich dort schon eine grosse Anzahl deutscher Schiffe, aber sie fuhren unter den verschiedensten Flaggen, der Hamburger, Bremer, Mecklenburger, Oldenburgischen, Preussischen u. s. w., zum Teil sogar unter dänischer; heute weht eine Flagge über allen, die deutsche. Als ich im Jahre 1862 als Konsul meinen Posten in Japan antrat, sagte mir der Vertreter einer europäischen Grossmacht, dass, wenn meine Landsleute etwas brauchten, ich mich nur an ihn wenden möge; er machte ein recht verdutztes Gesicht, als ich ihm erwiderte, ich glaubte, dass meine Regierung mich gerade hinausgeschickt habe, um diese Sorge zu übernehmen. Jetzt! haben wir vor wenigen Jahren bestimmend in die Geschieke Ostasiens eingegriffen, und ich hoffe, dass wir dies auch in Zukunft thun werden. Was aber in den 35 Jahren, die zwischen damals und jetzt liegen, in Ostasien für Deutschland geschehen ist, das verdanken wir der angestrengten Arbeit aller derer, die im Auslande thätig waren, wie derer, die Hand in Hand mit jenen in der Heimat gearbeitet haben. Lassen Sie mich mit dem Wunsche schliessen, dass es auch weiter so bleibe und es immer heissen möge:

„Vorwärts für Deutschlands Ehre, Macht und Ansehen.“

II.

Meine Herren!

Bei meinem letzten Vortrage über China habe ich die wirtschaftlichen Zustände des Landes nur sehr oberflächlich, die politischen gar nicht berühren können; ich will heute versuchen, das damals Versäumte nachzuholen.

Die chinesische Industrie ist eine Hausindustrie oder vielleicht richtiger Kleinindustrie. Selbst wo sich grössere Agglomerationen von Betrieben vorfinden, wie z. B. bei der Gewinnung von Salz und Kohlen, bei der Verfertigung von Porzellan und Thonwaren u. s. w., sind es immer nur kleinere Betriebe, die sich zusammengethan haben. Die chinesischen Zustände ähneln in mehr als einer Beziehung denen des deutschen Mittelalters; der Besizende hat alles Interesse daran, sein Eigentum vor den Behörden und Beamten zu verbergen, um es vor den Erpressungen derselben zu schützen, er wird daher immer nur kleinere Beträge in einem Unternehmen anlegen, um sich durch die Zersplitterung seines Vermögens gegen die Gefahr, dasselbe auf einen Schlag zu verlieren, möglichst zu wahren. Es liegt aber noch ein anderer Grund des Vergleichs vor. Wie über einen grossen Teil Europas und namentlich über das Deutsche Reich die Schrecken des Dreissigjährigen Krieges hinweggegangen waren und nichts als Trümmer und Ruinen hinterlassen hatten, so sind weite Gebiete Chinas durch die Greuel des Taiping-Aufstandes und der mohammedanischen Rebellionen verwüstet worden, und noch heute liegen zahlreiche Städte ganz oder teilweise in Trümmern, und giebt es Distrikte von Hunderten von Quadratkilometern, die sich noch nicht von den jetzt dreissig Jahre zurückliegenden Leiden erholt haben.

Die zur Verfügung stehenden Mittheilungen über die verschiedenen Zweige der chinesischen Industrie sind sehr mangel-

hafter Art; statistische Angaben sind nur über das, was in Schiffen fremder Bauart ausgeführt wird, vorhanden; ich werde mich daher auch ausschliesslich auf dieselben beschränken müssen. Eine Industrie von grossem Umfange ist die Fächerindustrie, die hauptsächlich in Canton ausgeübt wird; in 1895, dem Jahre, auf das sich alle meine Angaben beziehen, wurden über 54 Millionen Stück fast ganz nach den Vereinigten Staaten ausgeführt, die freilich nur den geringen Wert von 2 Millionen Mark hatten. An Feuerwerkskörpern, meistens Schwärmern, gingen ebenfalls von Canton nach den Vereinigten Staaten 300 000 Pikuls à 60 kg im Werte von 7 Millionen Mark. Auch in Glaswaren besteht von Canton eine recht bedeutende Ausfuhr, hauptsächlich Schmucksachen, besonders Armspangen; von letzteren wurden mehr oder weniger verzierte, 2 700 000 Paare, im Werte von 1 600 000 Mark nach Indien exportiert. Auch in der Konfektionsbranche leisten die Chinesen erhebliches; an Kleidern (und Stiefeln) gingen für ungefähr 8 Millionen Mark an die sich im Auslande aufhaltenden Chinesen, teils nach den Straits Settlements, teils nach Amerika. Auch die Papierindustrie liefert für ca. 7 Millionen Mark Ausfuhrartikel. Seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. wird Lumpenpapier angefertigt, während früher Bambustäfelchen und minderwertige Seidenstoffe Verwendung fanden. Einen recht erheblichen Platz in der Ausfuhr nehmen die Matten ein, die hauptsächlich von Süd-China ausgeführt werden. Im Jahre 1895 wurden 33 Millionen Stück im Werte von 2,5 Millionen Mark und 500 000 Rollen im Werte von 5 Millionen Mark ausgeführt, die zum grössten Teil nach Amerika gingen. In neuester Zeit hat dieser Artikel stark unter der japanischen Konkurrenz zu leiden gehabt; es ist interessant, dass es deutsche Kaufleute gewesen sind, die den Absatz des japanischen Artikels nach Amerika zuerst vermittelt haben. Auch Strohgeflecht wird in grösseren Quantitäten exportiert, doch hat sich die Ausfuhr in den letzten Jahren sehr vermindert; sie betrug etwas über $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Ein sehr bedeutender Ausfuhr-Artikel ist

Zucker; derselbe wird allerdings in der nächsten Zeit infolge der Abtretung Formosas an Japan eine recht erhebliche Verminderung erfahren; in 1895 betrug die Ausfuhr von braunem Zucker 620 000 Pikuls (5 Millionen Mark), von weissem 90 000 Pikuls (1 200 000 Mark) und von Candis 15 000 Pikuls (300 000 Mark).

Schafwolle wird aus der Mongolei ausgeführt, 216622 Pikuls im Werte von ca. 6 Millionen Mark; ebenso Kamelwolle ca. 20 000 Pikuls für 800 000 Mark. Dieser Artikel hat im letzten Jahre eine sehr bedeutende Steigerung erfahren, die Ausfuhr dürfte fast 3 Millionen Mark betragen haben.

Tabak wird in recht erheblichen Mengen ausgeführt, für etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark; bei uns dürfte der schwache süsliche Tabak kaum eine Verwendung finden; der japanische wird zu Deckblättern benutzt, seine Haupteigenschaft ist aber, dass er stark Feuchtigkeit anzieht, er wird trocken verschickt und feucht verkauft, und der Gewichtsunterschied muss den häufig nicht unerheblichen Unterschied zwischen Ankaufs- und Verkaufspreis ausgleichen.

Baumwolle fängt an, in dem Ausfuhrhandel Chinas eine sehr bedeutende Rolle zu spielen. Im Jahre 1891 wurden 350 000 Pikuls, in 1894 750 000 Pikuls und in 1895 900 000 Pikuls im Werte von ca. 35 Millionen Mark exportiert. Interessant ist es, das Steigen des Preises zu beobachten, der innerhalb dieser fünf Jahre nicht unwesentlich hinaufgegangen ist. Wenn die Baumwolle erst im Lande stärkere Verwendung findet, wird auch eine weitere Verteuerung des Artikels nicht ausbleiben. Ein anderer beachtungswerter Artikel, aber nur im Lande selbst, ist Kohle. Herr Professor Freiherr von Richthofen, der heute unter uns weilt, der beste Kenner Chinas, hat das Vorkommen ungeheurer Lager entdeckt und festgestellt, trotzdem sind die Chinesen heute noch gezwungen, für einen grossen Teil des Dampferverkehrs Kohle aus Japan einzuführen. Bei den schwierigen Transportverhältnissen ist die im Lande gewonnene Kohle, die an den Gruben fast gar nichts kostet, 50 bis 60 Kilometer von denselben entfernt,

wo nicht ganz besonders günstige Verhältnisse vorliegen, fast gar nicht mehr zu bezahlen. Und dies trotzdem die Kohle in China viel länger bekannt ist, als in Europa.

Schon Marco Polo, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts in China war, erzählt, dass es dort schwarze Steine gäbe, die in grossen Lagen in den Bergen dort vorkämen; angezündet und abends in den Ofen gelegt, brannten sie die ganze Nacht hindurch. Dagegen berichtet Aeneas Silvius noch um 1550 von Europa, dass er in Schottland etwas an ein Wunder grenzendes gesehen habe. Dort gäbe man den an den Kirchenthüren stehenden elenden halbnackten Bettlern schwarze Steine, die sie anzündeten und die dann brannten; dieselben müssten entweder Schwefel oder eine ölige Substanz enthalten. Man sieht, wie weit die Chinesen uns in dieser Beziehung voraus waren.

Ich komme jetzt zu den drei hauptsächlichsten Artikeln chinesischer Produktion und Verbrauchs, Seide, Thee und Porzellan. Der Export von Seide ist ein sehr bedeutender; er betrug in 1895 ca. 200 Millionen Mark an Wert, darunter weisse Seide für ungefähr 79 Millionen Mark, gelbe für 9 Millionen, Eichenspinnerseide für 8 Millionen und mit Dampfmaschinen gesponnene Seide für ca. 44 Millionen Mark. Diese letztere Angabe ist besonders interessant, 1892 findet sich eine solche Angabe überhaupt noch nicht in den zollamtlichen Berichten. 1894 wird der Wert der Ausfuhr solcher Seide auf 9 Millionen Mark angegeben und in 1895 auf 44 Millionen (27 000 Pikuls). Der Wert der ausgeführten Cocons betrug ca. 4 Millionen, des Abfalles 12 Millionen und seidener Stoffe ca. 40 Millionen. In den letzten Jahren sind Versuche gemacht worden, die Pasteur'schen Methoden zum Schutz der Seidenwürmer anzuwenden. Dieselben haben seitens der chinesischen Behörden in Kwangtung und Kwangsi stattgefunden und für kleinere Quantitäten günstige Resultate ergeben. Wenn man sich entschliesst, sie in grösserem Maasse einzuführen, sind bedeutendere Erfolge zu erwarten. Der grösste Feind der Seidenzucht ist eine Wespe, die ihre Eier

in den Körper der Raupe legt, so dass der nach dem Einspinnen derselben auskriechende Wurm seinerseits den Cocon durchbohrt und dadurch untauglich macht. Was den Eichenspinner, die verschiedenen Bombyx-Arten, anbetriift, so sind die Versuche ihrer Einführung in Deutschland, die sich besonders der vor kurzem verstorbene Geh. Kommerzienrat Heese angelegen sein liess, erfolglos geblieben, da es sich als unmöglich erwies, das Auskriechen der Würmer zu verhindern, bis auch die Blätter hervorgekommen waren, die zu ihrer Nahrung dienen sollten. Mit der Fertigstellung der transsibirischen Bahn wird sich der Transport der Eier vereinfachen, und werden damit die Vorbedingungen für eine günstige Entwicklung der Eichenspinnerzucht bei uns gegeben sein. Ich selbst habe in Jokohama grössere Mengen Seidenwürmer auf Eichen gezüchtet, und ich bin überzeugt, dass derartige Versuche sich, sobald die Eier rechtzeitig herbeigeschafft werden können, als sehr lohnend erweisen würden.

Der zweite hauptsächlichste Artikel, Thee, hat bei den Chinesen nicht, wie oft irrtümlich angenommen wird, seit uralten Zeiten, sondern wahrscheinlich erst im 7. Jahrhundert n. Chr. Eingang gefunden. Marco Polo erwähnt seiner nicht, was sich daraus erklären lässt, dass er hauptsächlich, wenn nicht ausschliesslich, am Hofe der Mongolen-Kaiser und im Umgang mit den mongolischen Eroberern Chinas lebte, die dem leichteren Getränk einen kräftigen Branntwein vorzogen. In europäischen Werken finden wir die erste Nachricht über Thee in dem Bericht des italienischen Schriftstellers Ramusio (starb 1557) über seine Gespräche mit Hadji Mohammed. In China, so erzählte der letztere, hätten die Leute ein Kraut, das sie entweder frisch oder getrocknet kochten; der Aufguss von demselben sei ein Mittel gegen beinahe alle Krankheiten, helfe aber auch besonders allen denen, die sich den Magen mit Speisen oder Getränken überladen hätten. Nach Europa wurde der Thee gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch die Portugiesen gebracht; nach England kam er zuerst im Jahre 1666. In 1678 importierte die Ost-India-Compagnie als einen

Versuch 4713 Pfund. In 1766 betrug die Einfuhr über 2 Millionen Pfund, in 1780 war sie auf über 20 Millionen gestiegen und in 1869 betrug die Ausfuhr aus China 204 Millionen Pfund, wovon über die Hälfte nach England ging. Aber heute trinkt der Engländer nur noch wenig chinesischen Thee. Während in 1882 noch über eine Million Pikuls von China nach England ausgeführt wurde, betrug die Zahl in 1891 400 000 Pikuls und im Jahre 1895 nur noch 250 000 Pikuls. — Der Ausfall wird hauptsächlich durch Assam-Thee ersetzt, der besonders von den niederen Klassen vorgezogen wird, weil er ausgiebiger ist, d. h. stärkeren und daher mehr Thee liefert. Die Ansicht der Aerzte, dass er ungesunder als der chinesische sei, hat bis jetzt auf die Hausfrauen keinen Einfluss gehabt. In der letzten Zeit hat man in China versucht, die indische Anbau- und Gewinnungsart einzuführen, d. h. statt der kleineren Privat-Pflanzungen grössere Plantagen anzulegen, die eine gleichmässigere Bearbeitung des Thees ermöglichen; die Versuche sollen günstige Resultate ergeben haben, und es ist nicht unmöglich, dass auf diese Weise der chinesische Thee seinen früheren Platz in England wieder erobert. Wenn die Ausfuhr nach England zurückgegangen ist, so hat sich die nach Russland erheblich vermehrt. Nach Odessa gingen im Jahre 1895 207 000 Pikuls gegen 15 000 P. im Jahre 1871. — Eine schlechtere Sorte aus grössten Blättern, Stengeln und Staub geht, in die Form von Ziegeln gepresst, als Ziegelthee nach dem östlichen Russland, der Mongolei und Tibet; in den beiden letzteren Ländern bildet derselbe, mit Milch, Butter, Hammelfleisch und Mehl vermischt, das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Bevölkerung.

Das dritte bekannteste Erzeugnis der chinesischen Industrie (von Salz und Kohle abgesehen, die im Innern verbraucht werden) ist Porzellan. Die Annahme von dem sehr alten Vorkommen desselben in China ist unzweifelhaft irrthümlich; es dürfte nicht vor dem 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung dort angefertigt worden sein, und was bis zum 12. Jahrhundert gemacht wurde, war, wenige Ausnahmen

abgerechnet, recht grobe Arbeit. Nicht uninteressant ist es vielleicht, dass die aus dieser Zeit, aus der Sung-Dynastie, stammenden Vasen in ihrem Aufbau mit den in den abgekanteten Ecken befindlichen Götterfiguren stark an unsere gotische Architektur erinnern, womit allerdings nicht gesagt sein soll, dass ein Zusammenhang zwischen beiden bestehe. In den alten Zeiten war die Porzellan-Industrie über ganz China verbreitet, und es gab eine ganze Anzahl von Plätzen, wo nur für den Hof gearbeitet wurde, wie das zum Teil auch noch heute der Fall ist. Die für diesen Zweck angefertigten Gegenstände tragen dann auf dem Boden den Stempel der Regierungszeit, während der sie entstanden sind. Ueber die Quantität des heute verfertigten Porzellans bestehen keine zuverlässigen Angaben; statistische Nachrichten sind nur über das vorhanden, was ausgeführt oder auf Schiffen fremder Bauart zwischen den geöffneten Häfen transportiert wird; aber auch das giebt einen sehr geringen Anhalt, da der Chinese die Versendung mit einer chinesischen Dschunke vorzieht, die infolge der langsameren Be- und Entladung weniger Gefahr für Bruch bietet. Ausserdem werden grössere Quantitäten durch Lastträger ins Innere befördert und entziehen sich so jeder Kontrolle. Hauptplätze für die Fabrikation von Porzellan und Thonwaren sind King te ching in der Nähe von Kiukiang am Yang tze, Amoy und Canton. Seit über tausend Jahren soll an dem ersteren Platze Porzellan fabriziert worden sein; in der letzteren Zeit sind dort Versuche gemacht worden, die Ware mehr dem Bedürfnis des Auslandes anzupassen, bisher aber mit wenig Erfolg. Vor dem Taiping-Aufstande, durch den King te ching Ende der fünfziger Jahre zerstört wurde, soll dort eine Million Arbeiter thätig gewesen sein; heute giebt es dort ungefähr 300 Oefen, von denen jeder 400—500 Arbeiter beschäftigen dürfte, so dass die Gesamtzahl der Arbeiter vielleicht 150 000 beträgt. 1895 betrug der Export feinen Porzellans 12 000 P. und groben 22 000 P. im Gesamtwert von 800 000 Mark, ein Beweis, wie billig das Porzellan in China ist. Amoy ist der

Versandhafen für eine grössere Anzahl von Fabrikationsplätzen in seiner näheren und weiteren Umgebung, in denen aber hauptsächlich grobe Porzellan- und andere Waren angefertigt werden. In seiner Nähe lag das alte Zaitun, das nach den Berichten mohammedanischer und christlicher Reisender im Mittelalter der Hauptplatz für die Ausfuhr feinen Porzellans war. Von Canton wird feines Porzellan nur insofern ausgeführt, als von King te ching, meistens über Land, dorthin gebrachtes dort in der bekannten stereotypen Weise für den Absatz nach dem Auslande bemalt wird. Dagegen werden grobes Porzellan und irdene Ware in und um Canton in grösserer Menge produziert. Der Gesamtwert der Ausfuhr aus China betrug im Jahre 1896 ungefähr 6 Millionen Mark; kein sehr bedeutender Betrag, wobei aber nicht vergessen werden darf, dass der Verbrauch im Inland ein sehr viel grösserer ist. Ueberall findet man Läden, in denen Porzellan verkauft wird, und auf allen Strassen, auf allen Wegen begegnet man Trödlern, die mit einem Korbe voll Porzellan herumziehen und es den Hausfrauen anbieten.

Auch von den Einfuhrartikeln möchte ich einige erwähnen. An anderer Stelle ist dem Norddeutschen Lloyd ein Vorwurf daraus gemacht worden, dass er altes Eisen als Ballast mit nach China nehme. In 1894 und 1895 wurden 66 Millionen Kilo altes Eisen im Werte von ca. 5 Millionen Mark nach China eingeführt, und ich denke, wir können dem Lloyd nur dankbar dafür sein, wenn er dazu beiträgt, uns für schlechtes Eisen gutes Silber ins Land zu bringen. Das alte Eisen wird in China zu Handwerkszeug und Ackerbaugerätschaften verarbeitet. Ich habe während meiner amtlichen Thätigkeit in China veranlasst, dass in verschiedenen der geöffneten Häfen Sammlungen solcher aus europäischem altem Eisen gefertigten Werkzeuge und Gerätschaften unter genauer Preisangabe zusammengestellt wurden, um festzustellen, ob es nicht möglich sein würde, die Verarbeitung in Deutschland selbst vornehmen zu können; die sorgfältigsten Untersuchungen in China wie in der Heimat haben aber nur ein negatives

Resultat ergeben, so dass der deutschen Industrie aus dieser Ausfuhr alter Hufeisen, Gasröhren u. s. w. keinerlei Nachteil erwächst.

Ein interessanter Importartikel ist Petroleum; man kann an demselben ersehen, wie schnell der Handel oft neue Wege einschlägt. In 1891 wurden noch 39 Millionen Gallonen Petroleum aus Amerika und nur 10 Millionen aus Russland nach China eingeführt; 1895 war die amerikanische Einfuhr auf 23 Millionen Gallonen hinuntergegangen und die russische auf 26 Millionen gestiegen, während das auf Sumatra von einer holländischen Gesellschaft gewonnene bereits mit 2 Millionen Gallonen auf der Einfuhrliste stand.

Von Schwefelhölzern, die früher ausschliesslich schwedisches, deutsches und englisches Fabrikat waren, sind in 1895 nur noch 850 000 Gross europäischen gegen $7\frac{1}{4}$ Millionen Gross japanischen Ursprungs eingeführt worden. Der Preis der ersteren beträgt ca. 50 Pf. pro Gross, der der letzteren ca. 20 Pf., was natürlich jede europäische Konkurrenz ausschliesst. Aehnlich verhält es sich z. B. mit Regenschirmen, die früher in den geringeren Qualitäten ausschliesslich deutsches, in den besseren englisches Fabrikat waren; heute stammen von 600 000 Stück in 1895 eingeführten nur noch 40 000 aus Europa, der Rest aus Japan.

Wichtig wird die Einfuhr von Maschinen nach China, die seit einigen Jahren immer höhere Zahlen aufweist. In 1891 betrug der Wert der eingeführten Maschinen 3,5 Millionen Mark, in 1892 2,5 Millionen, in 1894 4,5 Millionen und in 1895 9 Millionen, und ich bin überzeugt, dass dieser letzte Betrag in 1896 sehr erheblich überschritten worden sein wird, denn wenn die mit Maschinen betriebene Industrie bis jetzt auch in China keinen bedeutenden Umfang besitzt, so ist doch ein Anfang gemacht worden, chinesische Rohprodukte im Lande selbst mit Zuhilfenahme von Maschinen zu verarbeiten. Wie sich die chinesische Regierung zu der Frage stellt, will ich versuchen, Ihnen kurz auseinanderzusetzen.

Alle mit der chinesischen Regierung seit 1860 abgeschlossenen Verträge enthalten die Bestimmung, dass es Fremden gestattet sein solle, in China Handel und Industrie zu treiben. Die chinesische Regierung hat sich aber, trotz aller Proteste der Vertragsmächte, der Ausführung dieser Bestimmung, soweit es sich um die Ausübung der Industrie handelte, stets widersetzt und in 1893 sogar die Einfuhr von Maschinen für Fremde überhaupt untersagt. Bei den Unterhandlungen über den nach dem japanisch-chinesischen Kriege abzuschliessenden Frieden stellten nun die Japaner die Forderung, dass aller Import von Maschinen erlaubt sein und es Japanern freistehen solle, Fabriken anzulegen, ohne eine Fabrikationssteuer entrichten zu müssen, und dass die in denselben erzeugten Waren im ganzen Lande gegen Entrichtung von nur der Transitsteuer (d. h. von der Hälfte des Importzolles oder $2\frac{1}{2}$ pCt. vom Wert) frei vertrieben werden könnten. Der chinesische Unterhändler, Li hung chang, wandte dagegen ein, dass diese Frage seit vielen Jahren mit dem diplomatischen Korps in Peking diskutiert und gegen die (von den Japanern) verlangten Privilegien entschieden worden sei. Das Verbot der Ausübung der Industrie durch Fremde habe lange bestanden, und die fremden Regierungen hätten demselben zugestimmt. (Eine absolute Unwahrheit!) Der wahre Grund der chinesischen Abneigung gegen ein solches Zugeständnis sei, dass durch dasselbe China den eigenen Unterthanen das Brot vom Munde nehmen würde; China könne nicht gestatten, dass das, was den Chinesen zum Lebensunterhalt dienen solle, von Fremden ausgeübt werde. Die Japaner bestanden indessen auf ihrer Forderung, die infolgedessen in den Friedensvertrag von Shimonoseki aufgenommen wurde, der ausserdem noch die Bestimmung enthielt, dass sofort nach dem Friedensschluss die Verhandlungen über den Abschluss eines Freundschafts-, Handels- und Schiffahrts-Vertrages beginnen sollten. Als diese Verhandlungen eröffnet wurden, stellten die Japaner folgende Forderungen: Es solle ihnen freistehen, in China Handel zu

treiben und Fabrikbetriebe einzurichten, von Japanern erzeugte Waren sollten beim Transport von einer fremden Niederlassung zur andern frei von allen Abgaben sein und bei Entrichtung von $\frac{3}{5}$ des Eingangszolles von derselben Art Waren nach allen Teilen des Reiches vertrieben werden können, ohne Inland-Likin oder andere Steuern entrichten zu müssen.

Die chinesische Regierung dagegen verlangte, dass Japaner Fabriken nur dort anlegen sollten, wo die chinesischen Behörden vorher die Erlaubnis dazu gegeben hätten, dass von allen Waren eine Fabrikationssteuer von 10 pCt. und bei dem Versand ins Innere eine weitere Abgabe von 5 pCt. vom Wert entrichtet werden sollte. Die Verhandlungen dauerten sehr lange, für den schliesslichen Ausfall, d. h. das Aufgeben der japanischen Forderungen, waren hauptsächlich zwei Gründe maassgebend. In erster Linie wohl eine aus verletzter Eitelkeit entspringende Missstimmung darüber, dass, während tatsächlich Japan die Aufhebung des Verbots der Einfuhr von Maschinen durch Fremde durchgesetzt hatte, sofort nach Abschluss des Friedens von Shimonoseki von englischer Seite der Versuch gemacht wurde, das Verdienst dieser Massregel dem englischen Gesandten in Peking zuzuschreiben; dann aber die sich immer mehr bahnbrechende Ueberzeugung, dass eine Hebung der chinesischen Industrie auf die Dauer der japanischen eine sehr gefährliche Konkurrenz schaffen müsse. So liessen die Japaner ihre Forderungen fallen und begnügten sich mit der Aufnahme der Bestimmung im Vertrage, dass es Japanern freistehen solle, in China Handel, Industrie und Fabrikbetrieb zu treiben, während sie in einer späteren Vereinbarung den Chinesen das Recht zugestanden, diesen Betrieb beliebig zu besteuern, vorausgesetzt, dass die Japanern auferlegten Abgaben nicht höhere oder andere als die von Chinesen zu entrichtenden seien. So haben die Chinesen es vollständig in der Hand, den Fabrikbetrieb durch Fremde zu behindern oder zu unterdrücken, denn es wird immer schwierig wenn nicht unmöglich sein, die Besteuerung der Rohprodukte im Innern zu überwachen und etwaige Unterschiede zu gunsten

chinesischer Fabrikanten zu verhindern, und zwar um so weniger, als diese letzteren meistens die höchsten Provinzial-Beamten oder sonstige hohe Würdenträger sind. Ob das für uns ein Nachteil ist, will ich dahin gestellt sein lassen; wie die Verhältnisse in China augenblicklich liegen, würde das Entstehen einer chinesischen Industrie uns vorderhand wenig Schaden zufügen, aber die dann wahrscheinliche weitere Entwicklung derselben könnte auch für uns eine Konkurrenz grossziehen, deren Folgen schwerwiegendster Art sein würden.

Ueber die Lage der bisherigen industriellen Unternehmungen in China ist wenig bekannt. Die seit längerer Zeit von Fremden und Chinesen nach europäischen Methoden mit europäischen Maschinen eingerichteten Seidenspinnereien haben, soweit Fremde in Betracht kommen, teilweise recht gute Ergebnisse gezeitigt; die in chinesischen Händen befindlichen sollen aber zum grösseren Teil am Rande des Bankerotts stehen. In betreff der Baumwollen-Industrie in China brachte vor kurzer Zeit eine japanische Zeitung Berechnungen über den thatsächlichen und wahrscheinlichen Ertrag japanischer und chinesischer Spinnereien. Aus denselben ging hervor, dass es in Japan 57 Fabriken giebt mit ca. 1300000 Spindeln, von denen etwa 700000 in Betrieb sind; der Durchschnittsreinertrag der Fabriken wurde auf $10\frac{1}{2}$ pCt. angegeben. Für ebensolche Fabriken in China berechnete der japanische Berichterstatter, ohne Gründe dafür anzuführen, den Reingewinn auf 15 — 17 pCt.; vielleicht unter Berücksichtigung des billigeren Rohmaterials. Bei einer Fabrikationssteuer von 10 pCt. in China würde daher eine dort angelegte Fabrik 17 weniger 10, d. h. 7 pCt. Reingewinn geben, also erheblich weniger, als eine solche in Japan. Ebenso verhält es sich, nach einer „Times“-Korrespondenz, mit der Beschaffung des Rohmaterials. Auf dasselbe könnten in China leicht bis 20 pCt. Produktions-, Platz- und Likinsteuern geschlagen werden, ehe dasselbe die Fabrik erreichte, während bei dem Ankauf des Rohmaterials für den Export der darauf gezahlte Transitzoll bei der Ausfuhr zurückvergütet wird, so dass sich die ge-

samten zollamtlichen Ausgaben, Fracht, Versicherung und Spesen für aus China aus-, in Japan eingeführte Baumwolle auf höchstens $12\frac{1}{2}$ pCt. belaufen würden, der Fabrikant in Japan also auch in dieser Beziehung ein besseres Geschäft als der in China machen würde. Aus diesem Grunde empfehle sich die Anlage von Baumwollenspinnereien in China wenig für Japaner. — Ob das auch für andere Fremde der Fall sein wird, dürfte abzuwarten sein, doch stehen schon jetzt die Aktien einiger solcher fremden Gesellschaften 20 bis 30 pCt. unter Pari.

Sie werden vor einiger Zeit im „Figaro“ mehrere Artikel gelesen haben, in denen der frühere französische Handelsminister, Mr. Jules Roches, sich in der anerkanntesten Weise über die Unterstützung ausspricht, welche deutsche Kaufleute bei ihren Konsulaten und Gesandtschaften fänden; er setzt hinzu, dass für die Franzosen eine ähnliche Unterstützung sehr erwünscht sein würde, dass aber, wenn ein französischer Konsul für seine Landsleute dasselbe thun wollte, was ein deutscher für die seinigen thäte, er in wenigen Monaten von seinem Posten abberufen sein würde. — Ob Herr Jules Roches damit hat andeuten wollen, dass unter den französischen Kaufleuten mehr Eifersucht und Brotneid herrsche als unter den Deutschen, will ich dahin gestellt sein lassen, in jeder anderen Beziehung würde er aber entweder ein sehr schlechtes Gedächtnis haben oder die vorliegende Materie wenig kennen, denn es giebt keine Regierung, die mehr und in ungewöhnlicherer Weise für die Interessen ihrer Industrie eingetreten ist, als gerade die französische. Die Anfänge dieser Versuche liegen ziemlich weit zurück. Es war während der französisch-chinesischen Zwistigkeiten in betreff Annams, dass 1884 dem Tsungli Yamen gewisse Vorschläge unterbreitet wurden, die als Grundlage für eine Verständigung dienen sollten. Nach denselben sollte China sich verpflichten, zu mässigen Zinsen eine Anleihe in Höhe von 20 Millionen Taels (damals ca. 90 Millionen Mark) in Frankreich aufzunehmen, die innerhalb vierzig Jahren rückzahlbar sein und zu-

nächst durch die Einnahmen der fremden Seezollämter, dann durch die Eisenbahnen, sobald dieselben eine genügende Sicherheit zu gewähren schienen, garantiert werden sollte. Die eine Hälfte des Betrages der Anleihe sollte verwendet werden, um zu billigen Preisen in Frankreich Schiffe, Waffen und Munition zu kaufen, die andere Hälfte sollte für den Ankauf von Eisenbahnmateriale, den Bau von Eisenbahnen und das Engagement von französischen Ingenieuren und Vornännern für diesen Bau Verwendung finden. Die chinesische Regierung lehnte diesen Vorschlag ab und erwies damit uns wie allen anderen Nationen einen nicht zu unterschätzenden Dienst. Aehnliche Vorschläge wurden im Laufe der weiteren Verhandlungen wieder, wenn auch in verblühter Weise, vorgebracht. Mr. Jules Ferry sprach sich dahin aus, dass, wenn er ja auch für Frankreich kein Monopol verlangen wolle, es der chinesischen Regierung aber doch wohl möglich sein werde, sich zu verpflichten, innerhalb einer bestimmten Reihe von Jahren eine gewisse Anzahl Kilometer Eisenbahnen zu bauen, für welche die französische Industrie und französische Ingenieure vorzugsweise herangezogen werden würden. Als auch dies seitens der Chinesen abgelehnt wurde, begnügte man sich mit gewissen persönlichen Versprechungen der Bevorzugung der französischen Industrie seitens Li hung changs und nahm in Artikel 7 des Vertrags vom 9. Juni 1885 nur die Bestimmung auf, dass, im Falle die chinesische Regierung sich zum Bau von Eisenbahnen entschlösse, sie sich an die französische Industrie wenden und die Regierung der Republik ihrerseits China nach Kräften unterstützen würde, um sich in Frankreich das erforderliche Personal zu verschaffen. Diese Bestimmung könne aber nicht als ein ausschliessliches Privileg zu Gunsten Frankreichs schaffend angesehen werden. Spätere autoritative Erklärungen der französischen Regierung liessen die Klausel noch viel unschuldiger erscheinen. Trotzdem ist dieselbe eins der hauptsächlichsten Hindernisse für die Entwicklung des Eisenbahnbaues in China geworden. Sowie sich das Gerücht von einem

durch die chinesische Regierung beabsichtigten Eisenbahnbau verbreitet, erscheint der französische Gesandte auf dem Tsungli Yamen und verlangt, dass auf Grund des vorerwähnten Artikels 7 die Interessen der französischen Industrie bei dem Bau entsprechend berücksichtigt werden. Und um Schwierigkeiten mit der französischen Regierung und denen der anderen Vertragsmächte zu entgehen, wird dann das Projekt entweder ganz aufgegeben oder die chinesische Regierung versucht, dasselbe mit ihren eigenen ungenügenden Hilfsmitteln ins Werk zu setzen.

Ich habe Ihnen die industriellen Zustände Chinas kurz geschildert und will nun versuchen, dasselbe mit den politischen zu thun. Ein Blick auf die Karte Chinas zeigt Ihnen, wie dieses Land, das noch vor wenigen Jahrzehnten von einer Anzahl ihm in jeder Beziehung nachstehenden Kleinstaaten umgeben war, die ihm zum grössten Teil ihre Bildung verdankten, heute auf seiner ganzen Landgrenze von drei der mächtigsten Reiche der Erde umfasst wird.

Ueber Russland ist nicht viel zu sagen. Ein Reich, das auf einer viele Tausende von Kilometern langen Strecke, von der Hochebene der Pamirs bis zum Stillen Ocean, mit einem viel schwächeren Lande grenzt, wird auf die Geschehisse desselben stets einen entscheidenden Einfluss ausüben müssen. Dieser Einfluss wird durch den Bau der Eisenbahn durch den nördlichen Teil der Mandschurei nicht wesentlich erhöht werden. Als ich im Jahre 1875 nach Peking kam, lag dieses Projekt schon vor, und es ist insofern ein natur- und sachgemässes, als durch die Ausführung desselben der Bau der letzten Strecke der Transsibirischen Bahn wesentlich erleichtert und verkürzt wird. Dass Russland auf die Zustände im Norden Chinas einen entscheidenden Einfluss ausüben wird, unterliegt keinem Zweifel, man hat aber von der russischen Seite nichts zu einer schnelleren Entwicklung desselben gethan, und die Lage, wie der Eisenbahnvertrag zeigt, auch nur in maassvoller Weise ausgenutzt, da man gar kein Interesse daran hat, die Lösung der Frage zu überstürzen. Was später

nach der Vollendung der Transsibirischen Bahn werden wird, ist eine andere Sache, aber es ist nach allen bisherigen Vorgängen nicht wahrscheinlich, dass die Fertigstellung dieser Bahn sofort von grossen politischen Veränderungen in Nord-China begleitet werden wird. Russland ist in der Lage, abwarten zu können, und wird es auch hier thun.

Auch von englischer Seite ist nicht viel geschehen. England hat sich im allgemeinen ruhig verhalten, mit Ausnahme der Annexion von Birma im Jahre 1885 und der sich aus derselben ergebenden Grenzregulierungs-Verhandlungen mit China und Siam. Auch die Annexion von Birma ist England durch die französischen Intriguen in Mandalay aufgedrängt worden und musste erfolgen, wenn England nicht einen französischen Keil zwischen seine vorder- und hinterindischen Besitzungen getrieben sehen wollte.

Rühriger und fleissiger sind die Franzosen gewesen, die mit grosser Ausdauer und Energie innerhalb der letzten dreissig Jahre den noch aus den Zeiten Ludwigs XIV. stammenden Traum der Schaffung eines grossen hinterindischen Reichs verwirklicht haben. Im Jahre 1861 wurde Saigon von den Franzosen erobert, und nach und nach auf kriegerischem und diplomatischem Wege weitere Provinzen diesem ersten Gewinn hinzugefügt und das Protektorat über Cambodja erworben, bis sich 1883—1884 Frankreich in Tonking festsetzte und sein Protektorat über Annam ausdehnte, ein Zustand, der im Jahre 1885 von China, das bis dahin Hoheitsrechte über Annam beansprucht hatte, anerkannt wurde. Schon damals hatten die französischen Unterhändler erklärt, dass sie für Annam das ganze zwischen den damaligen Grenzen dieses Reichs und dem linken Ufer des Mekong liegende Gebiet in Anspruch nähmen, und die koloniale Politik Frankreichs in Hinterindien wurde seitdem von diesem Gedanken beherrscht und geleitet. Das in Frage kommende Gebiet am mittleren und oberen Mekong war von einer Anzahl halb unabhängiger Stämme bewohnt, die oft gleichzeitig an Siam und Annam, an das letztere und China und wohl auch an

Birma, Siam und China Tribut gezahlt hatten. Die sich aus diesem Verhältnis ergebenden Fragen zwischen Siam, China und England, dem Rechtsnachfolger Birmas, wurden zwischen 1886 und 1894 auf friedlichem Wege geregelt, die annamitisch-französisch-siamesischen Schwierigkeiten, die zum Teil darauf zurückzuführen waren, dass Siam sich innerhalb der letzten fünfzig Jahre immer weiter über den Mekong hinaus nach Osten ausgedehnt hatte, führten im Jahre 1893 zu einem kurzen Konflikt zwischen Frankreich und Siam, der durch einen Frieden beendet wurde, in dem Siam zwei Provinzen und das ganze Gebiet bis zum linken Ufer des Mekong an Frankreich abtreten musste. Für das letztere handelte es sich jetzt zur Verwirklichung seines Plans nur noch um die Gewinnung des Gebiets am linken Ufer des oberen Mekong, und hierzu sollte ihm teilweise wenigstens England selbst behilflich sein. Dasselbe hatte im März 1894 einen Vertrag mit China abgeschlossen, durch welchen die frühere birmanisch-chinesische, jetzt englisch-chinesische Grenze geregelt wurde, und dabei an China den auf beiden Seiten des oberen Mekong gelegenen Shan-Staat Kiang Hung unter der Bedingung abgetreten, dass China denselben niemals an einen andern Staat überlasse. Am 20. Juni 1895 erzwang nun der französische Gesandte in Peking die Unterzeichnung eines französisch-chinesischen Vertrages, durch den China den auf dem linken Ufer des Mekong gelegenen Teil von Kiang Hung entgegen der England gemachten Zusage an Frankreich abtrat. Der Ausdruck „erzwang“ ist ein den Umständen durchaus angemessener, denn während in dem einen Zimmer des chinesischen Auswärtigen Amtes der französische Gesandte dem Prinzen Ching, Präsidenten des Tsungli Yamen, die Hand zur Unterzeichnung des Vertrages führte, befand sich der englische Gesandte im Nebenzimmer und protestierte, unter Drohung mit Abbruch der Beziehungen, gegen den Abschluss des Vertrages. Ich möchte hinzufügen, dass das keineswegs besondere Enthüllungen sind, sondern nur die Wiederholung von bereits in englischen Zeitungen veröffentlichten, nicht

widersprochenen Thatsachen. Die Aufregung über diese Vorgänge war gross in England, aber am 15. Januar 1896 wurde zwischen England und Frankreich ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen England die Ausdehnung der französischen Interessensphäre nicht allein bis zum linken Ufer des Mekong, sondern nach Westen bis zum 99. Grade östl. Länge von Paris anerkannte, während der übrig bleibende Teil Siams, wenig mehr als das Stromgebiet des Menam umfassend, gewissermaassen unter den gemeinsamen Schutz der beiden Mächte gestellt wurde.

Das so gegründete, sich vom chinesischen Südmeere bis zum Mekong erstreckende französisch-hinterindische Reich ist ungefähr um die Hälfte grösser als Deutschland, ca. 730 000 qk gegen 540 000 mit einer Einwohnerzahl von über 23 Millionen. Der Wert des Ein- und Ausfuhrhandels dieses Gebiets betrug im Jahre 1895 ungefähr 211 Millionen Franken, wovon auf Frankreich allerdings nur 48 Millionen kamen, obgleich durch die Einführung des Tarif général die Konkurrenz des fremden Handels und der fremden Industrie sehr erschwert ist, und es eigentlich nur der Unfähigkeit der französischen Industriellen, sich den Bedürfnissen der Eingeborenen anzupassen, zugeschrieben werden muss, wenn die fremde Industrie noch nicht ganz verdrängt worden ist; von seiten der französischen Behörden geschieht jedenfalls alles, um sie zu bekämpfen. Durch die verschiedenen, zwischen Frankreich und China abgeschlossenen Verträge ist es Frankreich gestattet, Konsuln in Mengtsze, Lungchau und Szemao zu unterhalten, und die Zölle sind für den Verkehr über die Landgrenzen auf $\frac{3}{5}$ des Seezolls herabgesetzt worden, genau dieselbe und eine für den Augenblick ebenso wenig bedeutende Vergünstigung, wie die Russland zugestandene Verringerung des an der russisch-chinesischen Grenze zu entrichtenden Zolles auf denselben Satz.

Durch das französisch-chinesische Abkommen vom 20. Juni 1895 verspricht China, sich für die Ausbeutung der Minen in Yünnan, Kwangsi und Kwangtung in erster Linie an fran-

zösische Ingenieure zu wenden; englischerseits hat man diesem Zugeständnis dadurch die Spitze abzubrechen gesucht, dass in das englisch-französische Abkommen vom 15. Januar 1896 die Bestimmung aufgenommen worden ist, dass alle von England oder Frankreich bisher erlangten oder demselben später in Yünnan und Szechuan zu gewährenden Vorteile beiden Mächten gemeinsam sein sollen. Seitdem ist durch den französischen Gesandten in Peking ein neues Abkommen abgeschlossen worden, durch welches die chinesische Regierung der Gesellschaft Fives-Lille die Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn von der Grenze von Tonking nach Lungchau in Kwangsi giebt, im Anschluss an die in Tonking allerdings in der erbärmlichsten Weise im Bau begriffenen Bahn nach Langson. Für den Augenblick bedeutet auch dieses von Frankreich erlangte Zugeständnis wenig, der Warenverkehr zwischen China und Tonking über Lungchau hat im Jahre 1895 ca. 300000 Mark an Wert betragen und wird fürs erste sich wohl auch nicht erheblich steigern.

Sie haben aus dem bis jetzt Angeführten ersehen, was von anderen Nationen in ihren Beziehungen zu China geschehen ist; dass wir nach dieser Richtung hin nicht viel gethan haben, brauche ich kaum erst zu erwähnen, dass wir auch nicht viel thun konnten, liegt auf der Hand, denn uns trennen zu Wasser und zu Lande viele Tausende von Meilen von dem Lande, mit dem die andern Mächte auf weite Strecken grenzen. Darum aber wäre es doppelt wünschenswert, wenn wir das wenige, was wir thun können, um unsere Beziehungen zu China zu heben, schnell und willig thun und uns nicht dadurch zum Gespött des Auslandes machen, dass wir uns nicht einmal entschliessen können, unsere subsidierte Dampferlinie nach Ostasien aus einer monatlichen zu einer vierzehntäglichen zu machen. (Beifall.) Wir haben alles Interesse daran, die Sache möglichst schnell und vollkommen in Ordnung zu bringen, denn auch auf den anderen Seiten ist man nicht müßig. Die für die Peninsular- und Oriental-Gesellschaft in Bau gegebenen vier neuen Dampfer haben

eine Tragfähigkeit von 9000 Tonnen und eine äusserste Geschwindigkeit von $18\frac{1}{2}$ Knoten, und der eben vollendete „Kherson“ der russischen Freiwilligen Flotte besitzt sogar eine solche von 19 Knoten bei über 10000 Tonnen Gehalt. Solchen Anstrengungen unserer Konkurrenten gegenüber müssen wir endlich aufhören, nur das Volk der Denker sein zu wollen, und anfangen, auch das Volk der Thaten zu werden. Das ist die Richtung, meine Herren, nach der jeder seine Schuldigkeit thun muss, und ich bin überzeugt, dass wir dann auch die Früchte unserer Arbeit ernten werden. (Beifall.)

An der Besprechung, die sich dem Vortrage anschloss, beteiligte sich zunächst:

Geheimer Oberpostrat Kraetke (früher Gouverneur in Neu-Guinea): Meine Herren, ich glaube, wir können dem Herrn Vortragenden dankbar sein, dass er mit einem so warmen Appell geschlossen hat. Es ist wohl kein Zweifel, dass die Ausdehnung unserer Postdampferunternehmen alle Kreise lebhaft bewegt, sowohl im Auslande als auch hier im Inlande. Wir alle, die wir hier anwesend sind, werden uns erinnern, welche freudige Erregung der erste Schritt hervorrief, den Deutschland behufs Schaffung nationaler überseeischer Postdampferfahrten that, um mit den übrigen Grossmächten auf gleiche Stufe gestellt werden zu können. Und die Erfolge, die in den ersten 10 Jahren erreicht wurden, sind, wenn man ihnen objektiv entgegentritt, recht bedeutende gewesen. Sie haben gesehen, welche Aufnahme jetzt die Vorlage im Reichstag gefunden hat: keine schlechte; nur von denjenigen gegnerischen Parteien, insbesondere der Freisinnigen und den Sozialdemokraten, die allen derartigen nationalen Bestrebungen mindestens unfreundlich gegenüberstehen, sind schwere Vorwürfe erhoben. Da ist in erster Linie geltend gemacht worden, dass mit deutschen Schiffen auch so und so viele ausländische Waren befördert würden. Excellenz v. Brandt wird uns sicherlich gern darüber Auskunft geben, wie wenig berechtigt eine solche Ausstellung ist. Sodann wurde eingewendet: es

sei gar nicht nötig, angesichts der geringen Interessen, die uns mit Ostasien verknüpfen, die monatliche Dampferlinie durch eine vierzehntägliche zu ersetzen. Ich glaube, man vergisst dabei ganz, dass es sich doch eben darum handelt, unsere deutschen Interessen zu stärken. Wir wollen erreichen, dass unser deutscher Import nach China höher wird als bisher. Da die französischen und englischen Versender durch schnellere und häufigere Transporte mehr begünstigt sind als die deutschen, ist es kein Wunder, dass man Engländer und Franzosen beim Bezuge von Waren bevorzugt. Von dem ganzen Import betrug der aus England kommende allein 64 pCt., während der deutsche Anteil sich nur auf etwa 9 — 10 pCt. belief. Demgegenüber müssen wir erstreben, dass eine Aenderung eintritt, und dass Deutschland nach Maassgabe seiner wirtschaftlichen Bedeutung gegenüber England in dem richtigen Verhältnis vertreten ist.

Excellenz v. Brandt: Was die Anzahl der Deutschen anbetrifft, die in China ansässig sind, so gab es dort im Jahre 1872 52 deutsche Firmen und im ganzen 367 Deutsche; im Jahre 1895 zählte man 92 Firmen und 812 Deutsche. Wenn man berechnen wollte, was von dem Betrage der Subvention auf jeden einzelnen dieser Deutschen käme, so würde es allerdings richtig sein, zu sagen, dass man so viel für keinen anderen Deutschen ausgiebt, aber mit demselben Rechte könnte man eine ähnliche Berechnung für sehr viele Konsulate und Gesandtschaften machen, wenn man die Summe der Ausgaben durch die Zahl der in dem betreffenden Lande ansässigen Deutschen dividierte. Eine solche Berechnung hat aber doch keinen Sinn, denn es handelt sich bei derartigen Ausgaben nicht um einzelne Individuen oder Firmen, sondern um den dadurch erzeugten Umsatz von Hunderttausenden und Millionen von Mark. — Was die Klage anbetrifft, dass fremde Waren mit den deutschen subventionierten Dampfern befördert werden, so sind in früheren Jahren ähnliche Beschwerden in England und Frankreich laut geworden und beiseite gelegt worden, sobald es sich nicht um eine Be-

vorzugung durch Eisenbahnfrachten oder ähnliches handelte. Warum hat sich der deutsche Handelsstand früher über den deutschen Dampferverkehr nach Ostasien beschwert und die Einrichtung der subventionierten Linie mit Freuden begrüsst? Weil eine regelmässige, pünktliche Verbindung überhaupt nicht bestand und die deutschen Dampfer warteten, bis sie eine volle Ladung hatten, so dass sie oft Tage und Wochen nach der angezeigten Abgangszeit abgingen. Der deutsche Kaufmann aber braucht ebenso wie der englische oder französische pünktliche Beförderung, und wenn die dieser Anforderung entsprechenden subventionierten Dampfer an den vorgeschriebenen Terminen pünktlich ankommen und abgehen müssen, so kann man es ihnen doch unmöglich verdenken, wenn sie unterwegs, wo sie Ladung bekommen können, dieselbe aufnehmen, soweit für dieselbe Platz ist. Sie nehmen aber vorzugsweise deutsche Ladung, falls für dieselbe ein Angebot besteht. Wenn sie aber deutsche Waren in Amsterdam und Rotterdam nehmen müssen, so ist das nicht die Schuld der subventionierten Dampferlinie, sondern unserer falschen Eisenbahntarifpolitik, und darin muss Abhilfe geschaffen werden. Ich habe in früheren Zeiten die Frage des Verkehrs des Binnenlandes mit unseren Seehäfen häufig angeregt, aber nur mit sehr teilweisem Erfolge; eine durchgreifende Besserung wird erst dann möglich sein, wenn wir aufhören, unsere Eisenbahnen als Mittel des Erwerbs anzusehen, und sie ausschliesslich oder hauptsächlich als Mittel des Verkehrs betrachten lernen. Alle statistischen Nachrichten und auch die chinesischen sind häufig ungenau und täuschend. Die letzteren geben keine zuverlässigen Mitteilungen über die Herkunft der Waren, sie führen dieselben nur nach der Flagge auf, unter der sie eingeführt oder ausgeführt werden. — Einer der Hauptgründe für die Erhöhung der Dampfersubvention ist unzweifelhaft die Notwendigkeit, die deutsche Linie in den Stand zu setzen, mit anderen erfolgreich zu konkurrieren. Der Kaufmann verdient heutzutage bei den Geschäften, die er vermittelt, sehr wenig. Bei der

Ausfuhr von China kann er die Spesen für ein längeres Lagern nicht zahlen, er ist daher gezwungen, die erste sich bietende Gelegenheit zur Verschiffung zu benutzen; bei der Einfuhr nach dort werden heute keine langen Briefe mehr geschrieben, um Bestellungen zu machen, sondern dieselben erfolgen auf telegraphischem Wege und werden mit der ersten sich bietenden Gelegenheit befördert. Wenn wir uns daher nicht ganz erbärmlich von den anderen Nationen schlagen lassen wollen, müssen wir es dem Lloyd ermöglichen, grosse Schiffe zu bauen und auch in Bezug auf die Abgangszeiten die Konkurrenz mit den anderen Linien aufzunehmen. Was geschaffen werden soll, ist der direkte Handel zwischen Deutschland und Ostasien; um das Ziel aber zu erreichen, müssen wir den Verkehr in einer Weise herstellen, der es dem Kaufmann erlaubt, auf den deutschen Märkten dieselben günstigen Bedingungen zu finden, wie auf denen anderer Völker.

Konsul Vohsen: Excellenz v. Brandt hat schon zum Teil die Frage beantwortet, welche ich in erster Linie stellen wollte, nämlich ob es möglich wäre, festzustellen, welcher Teil der Waren, die von Deutschland nach England gehen, von dort durch die britischerseits subventionierten Linien nach China importiert wird. Bei der Frage liegt die Auffassung zu Grunde, dass der Gesamtumfang des deutsch-chinesischen Geschäftes ein weit grösserer ist, als man annimmt, dass bei einem häufigeren direkten Verkehr zwischen Deutschland und China voraussichtlich der Teil von Waren, der gegenwärtig noch über England geht, direkt von Deutschland exportiert würde und der deutschen Linie zu gute käme, wie auch im allgemeinen der geschäftliche Verkehr dadurch gehoben würde. Ich habe eine zweite Frage: In letzter Zeit ist hierher die Nachricht gelangt, dass der Handel, der sich früher in Hongkong zentralisierte, nach der weiteren Ausgestaltung der Vertragshäfen an der chinesischen Küste die Tendenz habe, sich mehr auf die Festlandküste zu übertragen. Findet diese Dezentralisation thatsächlich statt und ist darin ein

Vorteil für die mit dem Handel Chinas interessierten Nationen zu erblicken? Herr v. Brandt hat in seinem Vortrag weiter ausgeführt, dass, wenn wir Maschinen nach China exportierten, diese dazu dienen könnten, uns in den Chinesen gefährliche Konkurrenten gross zu ziehen, und dass es darum fraglich sei, ob nicht das Scheitern des Vertrages mit Japan als ein günstiges Faktum aufzufassen wäre, insofern, als es nun den Europäern nicht gestattet sei, grosse Fabriken mit den billigen und geschickten Arbeitskräften Chinas einzurichten und so unseren Import an Waren zu schädigen. Meine Frage geht dahin, inwieweit wir überhaupt für gewisse Waren noch konkurrenzfähig sind, und ob uns nicht in Japan und Indien durch die Verbindung der europäischen Maschinen mit den ausserordentlich billigen Arbeitskräften dieser Länder gefährliche Konkurrenten bereits erwachsen sind, die es gleichgiltig erscheinen lassen, ob sich China ihnen anschliesst oder nicht. Sind z. B. nicht in Indien als bedeutendem Produktionsland für Baumwolle bereits Fabriken entstanden, die unter Ausnutzung der billigen Arbeitskräfte den Markt für Garne, der bisher für China von England aus befriedigt wurde, ganz an sich gerissen haben?

Excellenz v. Brandt erwiderte, dass, wenn wir Maschinen nach China ausführten, dieselben unzweifelhaft dazu dienen würden, dort eine Konkurrenz gross zu ziehen. Das Scheitern des Vertrages mit Japan nach dieser Richtung hin sei als ein günstiges Ereignis anzusehen. Die von dem Vorredner erwähnten Zustände beständen in Indien; dort habe die Einfuhr fremder Maschinen eine Konkurrenz in der Baumwollengarn-Branche gross gezogen, unter der die englische Industrie, namentlich was gröbere Nummern anbetreffe, schwer zu leiden habe; es würde heute 1 Million Pikuls indische Garne gegen 50 000 Pikuls englische in China eingeführt, eine Erscheinung, die für uns direkt nicht in Betracht komme, denn wir exportierten keine Garne nach China, die aber doch für die Zukunft zum Nachdenken Veranlassung geben dürfte. Mit einer höheren Entwicklung der chinesi-

schen Industrie würden wir ja im Prinzip einverstanden sein können, denn es unterliege keinem Zweifel, dass ein höher entwickeltes Land immer ein besseres Absatzgebiet bilde, als ein niedriger entwickeltes; die Frage sei nur, ob die Aufnahmefähigkeit Chinas sich bei der Mittel- und Bedürfnislosigkeit seiner Bevölkerung so rasch steigern würde als seine Produktion; Rohmaterial, Löhne und Lebensunterhalt seien so viel billiger in China als bei uns, dass die Chinesen uns sehr gefährliche Konkurrenten werden könnten, wenn uns nicht der dortige ungenügende Schutz des in öffentlichen Unternehmungen angelegten Privatkapitals fürs erste gegen eine solche Eventualität schützte. Es seien nur hohe Beamte, die sich so weit auf industrielle Unternehmungen eingelassen hätten, das Privatkapital, das sich sorgfältig in Dutzenden von kleinen Unternehmungen verberge, sei solchen Sachen bis jetzt ferngeblieben, und es würde einer vollständigen Umwandlung der Verwaltung bedürfen, um es aus seinen Verstecken hervorzulocken; sei dies einmal geschehen, würde uns China freilich ein gefährlicher Konkurrent werden.

Dass ein erheblicher Teil der für China bestimmten deutschen Waren über England nach dort gehe, unterliege keinem Zweifel, die Gründe dafür seien bereits vorher angegeben worden.

Hongkong habe seinen Platz als Mittelpunkt des Schiffahrtsverkehrs an der chinesischen Küste vollständig behauptet; in anderer Beziehung sei es unzweifelhaft richtig, dass sich eine Dezentralisation des Handels vollzogen habe und noch vollziehe, die, wenn sie dem Fabrikanten vielleicht von Nutzen sei, sich für den fremden Kaufmann als wenig vorteilhaft erweise. Der fremde Kaufmann vermittele heute wenig mehr als den Verkehr zwischen China und Europa, der Verkehr mit dem Inlande sei ganz in die Hände der chinesischen Händler übergegangen. Man habe gehofft, durch die Eröffnung immer neuer Berührungspunkte hierin Abhilfe zu schaffen, heute beständen 28 geöffnete Häfen, aber man habe sich darin getäuscht gehabt, wohl hauptsächlich wegen der materiellen Schwierigkeiten, die sich dem Transport ins Innere in den

Weg stellen, wie wegen der Erpressungen der Beamten, die denselben noch ausserdem erschwerten.

Der Vorsitzende, Prinz von Arenberg: Ich möchte mir zwei Fragen erlauben. Sie betreffen den Eisenbahnbau. Es ist vielfach behauptet worden, dass die Hauptschwierigkeiten, die dem Bau von Eisenbahnen entgegenstehen, die Gräber wären, weil der Ahnenkultus in China die Religion des kleinen Mannes sei und die Gräber querfeldein, nicht systematisch in Friedhöfen, angelegt seien. Dieser Grund mache es ungemein schwierig, in unaufgeklärten Gegenden die Abneigung der Bevölkerung gegen den Bau von Eisenbahnen zu überwinden. Meine zweite Frage ist die, ob es denkbar ist, dass für uns Deutsche überhaupt von den chinesischen Eisenbahnbauten etwas abfallen kann, oder ob nicht die Verträge mit den Franzosen, Russen u. s. w. uns jede Aussicht nehmen.

Excellenz v. Brandt: Die Frage der Gräber und die sich aus der Fortschaffung derselben ergebenden Schwierigkeiten sind für die chinesische Regierung stets ein willkommener Vorwand und Einwand gewesen, soweit es sich um Unternehmungen durch Fremde handelte. Sie selbst ist bei der Anlage von Eisenbahnen oder Telegraphenlinien in dieser Beziehung nie ernststen Schwierigkeiten begegnet, und auch Fremde würden sich, bei barer Zahlung, leicht über solche Fragen mit der Bevölkerung verständigen können, vorausgesetzt, dass sie die Behörden auf ihrer Seite haben. Was die Verwendung deutschen Materials für den Eisenbahnbau in China anbetrifft, so kann ich nur sagen, dass wir bisher nicht imstande gewesen sind, mit den englischen und belgischen Werken zu konkurrieren; die bei den Submissionen von den deutschen Werken geforderten Preise sind durchschnittlich immer 20 pCt. höher gewesen, als die anderer Werke; aber ich hoffe, dass man auch bei uns lernen wird, anders zu rechnen, und dass, wenn die Frage des Eisenbahnbaues in China einmal eine praktische wird, auch deutsche Intelligenz und deutsches Material bei demselben Verwendung finden

werden. Schon augenblicklich sind, zum Teil in Vertrauensstellungen, eine Anzahl Eisenbahntechniker in chinesischen Diensten. Ich möchte bei dieser Gelegenheit eine von Herrn Eugen Wolf gemachte Bemerkung richtig stellen, die ich neulich im „Berliner Tageblatt“ gelesen habe. Derselbe sagt, dass es erwünscht sein würde, wenn die deutschen Behörden und Kaufleute dafür Sorge trügen, dass deutsche Ingenieure in China zu ebenso günstigen Bedingungen wie englische angestellt würden. Die Bemerkung entbehrt jeder Begründung. Ich kenne eine ganze Anzahl englischer Ingenieure, die für 4000—5000 Mark jährlich in China thätig sind, während deutsche Ingenieure dieselben Anstellungen mit 14 000 Mark, freier Wohnung und Vergütung der Reisekosten ausgeschlagen haben. Der Grund für diese Erscheinung liegt einerseits darin, dass der deutsche Eisenbahntechniker meistens Staatsbeamter ist, der sich, ehe er in fremde Dienste tritt, den Rücktritt in die Stellung in der Heimat unter möglichst günstigen Bedingungen offen halten will. Dann erwartet jeder Deutsche, der ins Ausland geht, als eine Art Rothschild zurückzukehren, während der Engländer zufrieden ist, wenn er soviel oder etwas mehr als in der Heimat verdient. Nach dieser Richtung hin würde ein Wechsel in der deutschen Auffassung und den deutschen Ansprüchen sehr erwünscht sein, denn nur dann werden wir deutschem Einfluss auch nach dieser Richtung hin die ihm gebührende Geltung verschaffen können.

Der Vorsitzende, Prinz von Arenberg: Ich möchte noch eine Bemerkung zu der Dampferfrage machen. Es ist uns immer eine grosse Befriedigung, wenn wir einmal die rein kolonialen Themata unterbrechen, um über derartige allgemeine Fragen zu sprechen wie heute über Exportfragen, und es ist erfreulich, wenn daraus ein greifbares Resultat hervorgeht, was ja für uns alle die Dampfersubventionsfrage ist. Von seiten der Gegner wird geltend gemacht, die erforderlichen hohen Summen ständen in keinem Verhältnis zu der Zahl derer, denen sie zu gute kämen. Eine mechani-

schere und weniger überlegte Berechnung kann es kaum noch geben. Wir haben dieselbe Geschichte auch auf kolonialem Gebiet gehabt. Mit solchen Argumenten hüpfte man aber hinweg über so immens wichtige Fragen, über Fragen, wo es sich um eine Entwicklung für die ganze Zukunft handelt. Dass solche Fragen einen Anfang haben müssen, eine Basis, versteht sich doch von selbst. Ein anderer Grund: Man sagt, der Lloyd ist eine mächtige Gesellschaft, und man wirft ihm die grossen Summen unnötigerweise in den Rachen. Das ist gar nicht der Fall. Die Dividenden des Lloyd sind gar nicht so gross. Das hat zum Teil seinen Grund darin, dass der Lloyd sich als ein nationales Unternehmen fühlt. Die Schiffe des Lloyd und der Dienst des Lloyd stehen unerreicht da. Und wenn eine Gesellschaft ein so hohes und so richtiges Gefühl ihrer Bedeutung hat, ist es natürlich, dass sie nicht in erster Linie auf den Gewinn sieht. Wir haben allen Grund, dem Lloyd dankbar zu sein! Und nun noch eins. Lesen Sie doch die englischen und französischen Zeitungen der letzten Zeit. Da sieht man überall Angst vor der deutschen Konkurrenz. Der Ausländer hat Respekt vor uns, und wir im Inland? — ja, nicht wir, sondern einzelne Leute, einzelne Parteien bei uns suchen uns in den eigenen Augen herabzuwürdigen. Der Engländer erkennt, dass der Deutsche durch seine Energie, seinen eisernen Fleiss ein sehr gefährlicher Konkurrent ist. Dabei thut der deutsche Kaufmann, was er thun kann, und es ist keine unbillige Forderung, dass nun auch der Staat ihn unterstützt. Ich möchte wissen, was für Dividenden die französischen Dampfergesellschaften zahlen, und was die Franzosen thun, den Verkehr zu heben. Die Franzosen sind viel eifriger als wir; sie setzen Prämien für Schiffbau aus. Der ganze Verkehr und die ganze Entwicklung können bei ihnen als künstlich erscheinen, während wir uns eine ängstliche Zurückhaltung auferlegen. — Also ich glaube, wir brauchen diese Frage nicht weiter zu erörtern. Wir werden im Reichstage versuchen, die Vorlage der Regierung entweder ganz oder mit kleinen Konzessionen durch-

zubringen (es wäre ja denkbar, dass einige Aenderungen noch nötig sind, welche die Sache selbst nicht tangieren). Also diese Bemerkung wollte ich mir noch erlauben, und es erübrigt sich nur noch, Seiner Excellenz unseren wärmsten Dank auszusprechen für den überaus reichhaltigen Vortrag, mit dem er den früheren ergänzt hat. Zum Zeichen des Dankes bitte ich Sie, sich von den Plätzen zu erheben.

Ich schliesse die Sitzung.

Deutsche Kultur

in Amerika

1911

1911

1911

1911

